Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 137 (1969)

Heft: 24

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHWEIZERISCHE KIRCHEN ZEITUNG

24/1969 Erscheint wöchentlich

Fragen der Theologie und Seelsorge
Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur und St. Gallen
Druck und Verlag Räber AG Luzern
12. Juni 1969 137. Jahrgang

Papst besucht Internationale Arbeitsorganisation in Genf

Was ist die Internationale Arbeitsorganisation (IAO)?

Die IAO geht zurück auf den Versailler Friedensvertrag von 1919 und ist eine seiner konstruktivsten und dauerhaftesten Schöpfungen. Man ging von der richtigen Erkenntnis aus, dass der politische Friede unter den Völkern den sozialen Frieden zur Voraussetzung hat, dass zur Friedenssicherung der soziale Fortschritt, die soziale Gerechtigkeit, der soziale Ausgleich nicht bloss auf nationaler Ebene, sondern auf Weltebene gehört.

Private Bestrebungen für ein überstaatliches Arbeitsrecht waren schon längere Zeit im Gang. 1890 wurde in Berlin ein Internationaler Kongress zur Verbesserung der Lebensbedingungen des arbeitenden Menschen abgehalten. 1900 wurde in Paris eine Internationale Vereinigung für Arbeitsgesetzgebung gegründet.

Die IAO ist keine private Angelegenheit, sondern eine zwischenstaatliche Organisation. Sie gehörte dem Völkerbund an, seit 1946 steht sie in Verbindung mit der UNO. Sie bringt nicht nur die Sozialpartner, Arbeitgeber und Arbeitnehmer an den Verhandlungstisch, sondern in erster Linie die Vertreter der Regierungen. Die Zahl der Mitgliedstaaten ist ständig gewachsen, heute beträgt sie 118. Auch die Schweiz ist Mitglied.

Sitz der IAO ist Genf, wo sich auch ihr ständiges Sekretariat, das IAA Internationales Arbeitsamt (Bureau international du travail, BIT) befindet. Die IAO tritt einmal im Jahr zusammen. Die diesjährige Jahreskonferenz ist zugleich Jubiläumskonferenz: sie begeht den 50. Jahrestag ihrer Gründung.

Aufgabenbereich

Hauptzweck der IAO ist es, internationale Normen zu schaffen für den Schutz der Arbeiter, Richtlinien zu geben beispielsweise bezüglich Arbeitszeit, sozialer Sicherheit, Gewerkschaftsrecht, Schutz der Frau, der Jugendlichen usw.

Dabei verbinden sich soziale Gesichtspunkte – Besserstellung und Sicherstellung der Arbeiter – mit weltwirtschaftlichen Interessen: Schaffung gleicher Voraussetzungen auf dem Weltmarkt, Ausschaltung des unlauteren Wettbewerbes zwischen den Ländern.

Fernziel ist somit nicht nur der soziale Fortschritt, sondern auch der soziale Ausgleich, die grundsätzliche Rechtsgleichheit auf der ganzen Welt.

Die IAO ist eine imponierende Institution zur Rechtsfindung und zur Verständigung der Sozialpartner wie der Staaten. Arbeitnehmer sind in gleicher Weise vertreten wie Arbeitgeber. Die Regierungsvertreter wahren die übergeordneten nationalen Interessen.

Das Resultat sind nicht sofortbindende Verträge, sondern Empfehlungen und Übereinkommen, die noch der Ratifikation durch die Mitgliedländer bedürfen. Bisher hat die Konferenz 128 Übereinkommen und 132 Empfehlungen verabschiedet. Von der Schweiz wurden 31 Übereinkommen ratifiziert. Nicht ratifiziert wurde beispielsweise das Abkommen über gleiche Entlöhnung von Männern und Frauen.

Eine zweite Aufgabe der IAO ist die technische Hilfe. Sie vermittelt den Mitgliedstaaten internationale Informationen und entsendet Berater und Sachverständige. Dies ist von besonderer Bedeutung für die Entwicklungsländer. Im laufenden Jahr sind namens der IAO rund tausend Experten und Entwicklungshelfer im Einsatz.

Katholische Kirche und IAO

In dem Bestreben nach sozialer Gerechtigkeit und sozialem Frieden treffen sich IAO und katholische Kirche. Seit 1926 ist am Internationalen Arbeitsamt in Genf ein Geistlicher amtlich angestellt, der die nötigen Verbindungen herstellt.

Beim Erscheinen von «Quadragesimo anno» 1931 (40 Jahre nach «Rerum novarum») richtete Albert Thomas, der erste Direktor des Internationalen Arbeitsamtes an Pius XI. ein Schreiben, worin es hiess:

«Als das Internationale Arbeitsamt ... seine ... Aufgabe in Angriff nahm, war es sich ... bewusst, dass es keineswegs eine ... Neuschöpfung, sondern den vorläufigen Schlusspunkt zahlreicher, ihm vorausgegangener Bestrebungen darstellte. Der Same wurde auf fruchtbaren Boden gestreut, den harte Arbeit seit Jahren gepflegt hatte, wozu unter anderem

Aus dem Inhalt:

Papst besucht Internationale Arbeitsorganisation in Genf

Rückblick auf die vierte Plenarversammlung des holländischen Pastoralkonzils

Am Scheinwerfer

Die religiösen Ausdrucksformen können sich ändern, nicht aber der Glaube

Die neue Theologenkommission

Beratungen über die neue Phase der Liturgiereform

Der alte und kranke Mensch der Grossstadt

Amtlicher Teil

Aus dem Leben unserer Bistümer

Erinnerungen an Kardinal Josef Beran

auch die Auswirkungen des Rundschreibens «Rerum novarum» zu zählen sind» [1].

Umgekehrt sprach Johannes XXIII. in Mater et Magistra (103) der IAO seine besondere Anerkennung aus: Wir können «es nicht unterlassen, von Herzen Unsern Glückwunsch und Unsere Hochachtung der Internationalen Arbeitsorganisation (IAO) auszusprechen. Seit vielen Jahren leistet sie mit Geschick und Erfolg ihren wertvollen Beitrag dazu, im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben Gerechtigkeit und Menschlichkeit zu verwirklichen. Eine solche Ordnung der Dinge gewährleistet auch die gebührende Anerkennung der Rechte der Arbeiter.»

Die Einladung an Papst Paul VI., die Jubiläumskonferenz in Genf zu besuchen, demonstriert die Wertschätzung, die man von seiten dieser Organisation der Soziallehre und der Sozialarbeit der Kirche und insbesondere den Friedensbemühungen des gegenwärtigen Papstes entgegenbringt.

Papst Paul, der bereits zum 20. Jahrestag der Gründung der UNO nach New York gereist war und vor der Vollversammlung am 4. Oktober 1965 seine denkwürdige Rede hielt, hat auch die Einladung nach Genf angenommen. Er bestätigt damit einmal mehr seine Bereitschaft zum Gespräch und zur Mitwirkung mit allen Kreisen, die am Aufbau einer gerechteren, menschlicheren Welt interessiert sind.

Kaspar Hürlimann

[1] Zitiert in: Orientierung 25 (1961) 18. Die übrigen Angaben sind entnommen aus: Staatslexikon, Freiburg ⁶1959, 3, 351 ff.; CNG-kommentare 1969, 23 ff., 30 ff. (Monatsschrift des Christlichnationalen Gewerkschaftsbundes der Schweiz, 21 Hoopfenweg, 3007 Bern).

Rückblick auf die vierte Plenarversammlung des holländischen Pastoralkonzils

Der rechtliche Status des Pastoralkonzils

Vom 9. bis 11. April 1969 tagte die vierte Plenarsitzung des holländischen Pastoralkonzils. Sie sollte die dritte Session weiterführen und vertiefen. Dort war über die «Ethische Lebenshaltung der Christen in der heutigen Welt» verhandelt worden. Zwei Vorlagen standen diesmal zur Debatte: «Das heutige Glaubensleben» und «Die Erneuerung der Glaubenspraxis in der Kirche». Die erste Vorlage, von Fachleuten auf 40 Seiten zusammengedrängt, bietet eine phänomenologische Beschreibung des Glaubenslebens und der Glaubenserfahrung am Ende des konventionellen Vereinschristentums. Sie untersucht die Fragen und Unsicherheiten des heutigen Christen, der mehr der Welt zugewandt ist und mehr Gespür für die Weltaufgaben der Kirche hat (Christus ist das Licht und das Heil für die Welt im weitesten Sinn). Die Vorlage «Die Erneuerung der Glaubenspraxis in der Kirche» versucht Schlüsse zu ziehen für die Pastoral in der Kirchenprovinz. Dabei will man nicht genaue rechtliche Bestimmungen erlassen, sondern inspirierende Richtlinien vorlegen, welche die freie Verantwortlichkeit der Christen anregen.

In seiner Eröffnungsansprache versuchte Kardinal Alfrink abermals, den im kirchlichen Rechtsbuch nicht vorgesehenen juridischen Status des Pastoralkonzils näher zu umschreiben, der das Verhältnis zwischen dem beratenden Kirchenvolk und dem Episkopat betrifft. Das Pastoralkonzil ist kein «Hearing, in dem die Gläubigen die Gelegenheit erhalten, zusammen mit den Sachverständigen ihre Einsichten und Wünsche auszusprechen, damit die Bischöfe Entschlüsse fassen». Ebenso wenig ist das Pastoralkonzil ein «demokratisches Parlament, das Beschlüsse fasst, die den Bischöfen zur Ausführung übergeben werden». Im ersten Fall käme die Verantwortlichkeit der Gläubigen zu kurz und im zweiten Fall die Verantwortlichkeit der Bischöfe. Jeder erwachsene Christ habe eine wahre Verantwortlichkeit für alle Dimensionen des Christ- und des Kirche-Seins; für Erneuerung wie für Bewahrung, für die Vitalität der lokalen Gemeinde wie für den Zusammenhalt mit der Lokalkirche und der Weltkirche. Die Bischöfe haben von ihrer Seite eine unreduzierbare, eigene Verantwortlichkeit. Sie dürfen nicht nur die Stimmen ihres Volkes wiedergeben, sondern müssen auch dem Volk das Wort des Herrn vorhalten. Im Rahmen der Beratung der Gläubigen sollen die Bischöfe ihre Stimmen hören lassen. Nicht nur als ein Gläubiger unter Vielen, sondern auch als ein Gesandter, nicht um die freie Meinungsäusserung zu unterbinden oder zu manipulieren, sondern um zu dieser freien Meinungsbildung einen eigenen bischöflichen Beitrag beizusteuern, führte der Redner aus. Obschon Kardinal Alfrink bei jeder Session auf die Kompetenzfrage zu sprechen kam und die Lösung immer befriedigender umreissen konnte, wird nur in der Praxis und im Experiment klar, wie der Kirche und der Welt am besten gedient werden kann. Das Eigenartige und Meistversprechende der holländischen Verfahrensweise wird wohl sein, dass die Bischöfe ihrerseits an der Diskussion teilnehmen, ihre eigenen Akzente setzen, sich sogar der Kritik stellen und sich zu verteidigen versuchen, um auf diese Art und Weise schon während der Sessionen zu gemeinsam geformten Beschlussfassungen zu kommen. Es war anfangs ein riskantes Unternehmen, weil die Bischöfe früher nur sprachen – wie Kardinal Alfrink es ausdrückte – «um die Sache zu beschliessen». Die Bischöfe geben damit ihren Pfarrern ein Beispiel, dass man Pfarreiräte, wie sie im grössten Teil des Landes – ohne Wissen, wie man damit arbeiten soll – wohl errichtet wurden, nicht unverbindlich nur als beratende Instanz ansehen kann. In der Kirche müssen Organe, Technik und Ethos für eine solche gemeinsame Meinungsbildung und Beschlussformung – nicht ohne Bezugnahme auf die demokratischen Erfahrungen auf profanem Gebiet, herangebildet werden, damit auch die Gegner in liebevoller Weise miteinander im Gespräch bleiben.

Die Bischöfe schätzen diese neue Art des «Miteinander-Kirche-sein» dermassen hoch, dass der Kardinal am Anfang der vierten Session erklärte, man mache sich jetzt schon Gedanken darüber, wie man eine solche nationale Pastoralberatung ständig fortsetzen könne. Sogar die reformierten Christen überlegen, wie sie ihre irgendwie festgelaufenen synodalen Räte durch eine beweglichere Wahl der Abgeordneten, durch Heranziehung einer grösseren Zahl von Nichtamtsträgern und Frauen neu gestalten könnten.

Seitdem man die Abstimmungen über Dutzende von kleinen Textänderungen ganz unterlässt, scheint das Pastoralkonzil seine befriedigende Form gefunden zu haben. Das Pastoralkonzil soll eine Plattform zum gegenseitigen Austausch der Gedanken sein, wo man Klarheit über die Grundlinien bekommt. Man sollte es den örtlichen Situationen weitgehend überlassen, wie man auf Experimentierwegen zu exakten Lösungen kommen kann.

Der Dialog

Am ersten Tag stand ein Podiumsgespräch auf dem Programm. Es wurde geleitet von der Fachkommission, die die Unterlage dazu erstellt hatte («Der Sinn des christlichen Glaubenslebens in einer säkularisierten Welt»). Wenn auch einige Delegierte bei der Beschreibung der heutigen Existenzerfahrung vom biblischen Begriff der Schöpfung ausgehen wollten,

setzte sich in der Diskussion doch weitgehend die Ansicht durch, dass man die «Zeichen der Zeit» erst hinreichend erfassen müsse, bevor man zur Interpretation übergehen könnte. Andernfalls würde man sich der Gefahr aussetzen, die Frohbotschaft auf nicht mehr bestehende Wirklichkeiten und Probleme auszurichten. Je mehr der Mensch die geschlossene Eigengesetzlichkeit der Welt entdeckt und die Grenzen seines Nichtkönnens sich ausweiten, desto mehr muss er den Ort seiner Gottesbegegnung innerhalb seiner profanen Welt und in der Zuwendung zu dieser Welt suchen. Sonst wäre Gott nur noch eine Lösung in Notsituationen oder Grenzsituationen, mit der man eine Sicht auf die überall anwesende Heilsmacht Gottes verbaut (Bonhoeffer).
Während der folgenden zwei Tage hat man an Hand praktischer pastoraler Empfehlungen, deren Neuformulierung dann und wann dem Konzilssekretariat überlassen wurde, das Anliegen der zwei Vorlagen durchdiskutiert.

Religiöse Pluriformität

Wenn man als Christ eine aufgeschlossene Hinwendung zur Weltsituation wählt, wird die religiöse Pluriformität im Rahmen dieser faktisch pluralistischen Welt anzuerkennen sein. Wir haben als Seelsorger und Gemeindeglieder damit zu rechnen, dass die Grenzen der Kirche und der Lehrorthodoxie nicht so leicht zu bestimmen sind. Es gibt Gläubige, die den Glauben an den sich offenbarenden Gott als ein Geheimnis in der Totalwirklichkeit erfahren. Andere lassen sich mehr von der Tradition leiten. Bei vielen nimmt der Glaube Gestalt an in der Solidarität mit und im sozialen Engagement für den notleidenden Mitmenschen. Man kann lange darüber diskutieren, welche Glaubensform die höchste ist und welche nur noch «randchristlich» genannt werden kann. Die Versammlung war sich wohl weitgehend darüber einig, dass jeder als zur Kirche gehörig gelten sollte, der sich als Mitglied ansieht. Mit allen müsse man im Gespräch bleiben, auf die oft wichtige Kritik der «Randchristen» müsse man hören. In jedem Christ lebt übrigens Glaube neben Unglaube, wie ein Abgeordneter bekannte.

Notwendigkeit und Legitimität pastoraler Experimente

Weil die pluriforme Welt und Menschengemeinschaft eine vielschichtige Stellungnahme fordert, sollte dem Experiment auf allen Gebieten der Seelsorge ein grosser Platz eingeräumt werden. In diesem Zusammenhang musste Kardinal Alfrink die Suspendierung der Studentenseelsorger von Utrecht – der Hauptpastor war als Mitglied einer Studienkommission anwesend – erklären, die als Strafe für ein zu weitgehendes Experiment verhängt war: in Utrecht hatte man einen evangelischen Pastor einer katholischen Eucharistiefeier vorstehen lassen, trotzdem der Kardinal es verboten hatte. In einer harten, aber gar nicht feindlichen oder gereizten Diskussion wurde klar, dass ein richtiges Gespräch zwischen dem Kardinal und den Seelsorgern noch nicht stattgefunden hatte. Für eine Abendmahlsgemeinschaft könne eine ziemlich grosse Experimentierfreiheit zugestanden werden, aber die eigentliche Interzelebration käme jetzt noch nicht in Frage, weil das theologische Gespräch über das Amt weitergeführt werden müsse und der Pluriformität der Kirchen nicht mit einer Vermischung der Liturgie gedient würde. Noch während der Session konnte der Generalvikar von Breda mitteilen, dass die Schwierigkeiten um die Studentenseelsorger Utrechts wohl bald gelöst würden. Daraufhin applaudierte die Versammlung begeistert.
Die Notwendigkeit und die Legitimität des pastoralen Experiments wurden auch von der Exegese her begründet: die Pluriformität werde in der Schrift zwar nicht als ein Ideal, aber sicherlich als Faktum anerkannt, z. B. in der Kirche von Korinth. Eine einheitliche Lösung wie in der Judenfrage werde anderseits genauso als Gefahr betrachtet. Aus diesem Grunde sollten Gemeinden und Kirchenleiter den Mut zum Experiment aufbringen. Professor Schillebeeckx verteidigte darüber hinaus die Legitimität einer pluriformen *dogmatischen Theologie*. Es gebe nicht ein einziges reintheoretisches Kriterium zur Unterscheidung des Wahren. Im grossen Raum der Kirche müsse man aufeinander hören. In diesem Dialog nehme das Lehramt eine bevorzugte Stellung ein, obschon man einsehen sollte, dass auch das Lehramt mit dem Volk Gottes unterwegs ist.

Gefahren des «wilden Experiments»

Wie die Notwendigkeit des Experimentes die alte Uniformität ausschliesst, so schliesst sie anderseits die Exploration der Grenzgebiete und deshalb einige

Am Scheinwerfer

Allen alles werden?

Das Wort des Apostels (1 Kor 9,22) bringt den unermüdlichen Einsatz für andere und die restlose Bereitschaft, bis zum Letzten zu gehen, zum Ausdruck. Wollte man in der Seelsorge dieses Wort heute wörtlich nehmen und es zu seinem Arbeits- und Lebensprogramm machen, wäre wohl jeder total überfordert. Das Bestreben, allen alles zu werden, geht so sehr über die Kräfte des einzelnen hinaus, dass seine Verwirklichung geradezu unglaubwürdig erscheint. Dem Seelsorger, der sich auf allen Gebieten für kompetent halten wollte, der so tun würde, als ob er alles könnte, der alles allein machen möchte, begegnet man immer mehr mit Misstrauen. Der Ruf nach Teilung der Aufgaben, nach Spezialseelsorge einerseits und nach Teamarbeit anderseits, wird immer stärker.
Wenn es erlaubt ist, das Wort des Apostels abzuwandeln, würde das heissen: einigen einiges werden. Weil im vollen Sinn des Wortes niemand allen alles werden kann, kommt es darauf an, einigen einiges zu werden und zu sein, für einige einiges zu tun. Das bedeutet keine Resignation und keine minimalistische Einstellung, sondern die nüchterne Feststellung der konkreten Bedürfnisse, der eigenen Fähigkeiten und Grenzen. Wer nicht in sachlicher Beurteilung der Lage prüft, was dringend und zugleich für ihn möglich ist, wird entweder ohne genügende Kenntnis der Situation einfach weiter tun, was man bis jetzt tat, oder von der Last der Aufgaben, die erfüllt werden sollten, nervös werden, wenn er sich nicht geradezu mutlos so oder anders zurückziehen wird. Einigen einiges werden wollen ist also ein sehr anspruchsvolles und zugleich konkretes Programm. Indem man der Tatsache Rechnung trägt, dass all unser Tun nur Stückwerk ist, nur ein Schritt auf dem Weg, aber indem man zugleich weiss, dass man seinen Beitrag voll und ganz leisten und den nächsten Schritt mutig tun soll, nimmt man seinen Teil der Arbeit für das Reich Gottes und für die Menschen auf sich.
Weil man aber weiss, dass nur in Zusammenarbeit mit anderen der Auftrag Gottes erfüllt werden kann, ist man dazu auch gerne bereit, nicht bloss in Worten und Beteuerungen, sondern indem man sich einfügt und andere für die Zusammenarbeit zu gewinnen sucht. Auf allen Gebieten des Lebens ist die Erkenntnis, dass einer nicht alles machen kann, eine Selbstverständlichkeit. Die theoretische Erkenntnis ist wohl auch für die Seelsorge kein Problem mehr. Aber richtige praktische Folgerungen daraus zu ziehen ist oft schwer. Hier müssen wir noch einiges lernen und einüben. *Alois Sustar*

Grenzüberschreitungen ein. Den Gefahren des «wilden Experiments» (das auch in Holland kein Normalfall ausmacht, wie ein Delegierter hervorhob!) könne begegnet werden, wenn man beim Experiment den Dialog zwischen dem praktische Leben, der theologischen Reflexion und der pastoralen Leitung intensiv führt. Ein Experiment bringt immer etwas Unregelmässiges und Überraschendes mit sich. Dazu hob der Kardinal hervor, dass die Bischöfe wohl dann und wann nein sagen müssten, vielleicht in Hinsicht auf den Weltepiskopat oder aus eigenen Gewissensgründen, und vielleicht als ein vorläufiges Nein im Laufe der Besinnung und des Dialogs.

In der Versammlung wurde betont, dass die *bischöfliche Kollegialität* bei aller Solidarität und gemeinsamer internationaler Überlegung – kein kritikloser Konformismus mit dem Weltepiskopat sein dürfe. Das Unbehagen der Versammlung kam zum Ausdruck, als man den Kardinal fragte, ob beim kommenden Bischofssymposion in Chur die Entkuppelung von Priestertum und Zölibat auf die Tagesordnung gesetzt werde könne. Man atmete auf, als er dies bejahte. Wenn in der ganzen Weltkirche in Sachen der Entkuppelung noch keine einheitliche Lösung angebahnt werden könne, dürfe man in einige Kirchenprovinzen auch in dieser Hinsicht ein Experiment wünschen.

Die Ökumene

Für die Lösung der Weltfragen von Frieden und Entwicklungshilfe, jedoch auch für eine neue Gestaltung der Liturgie, der Jugend- und Erwachsenenkatechese, wie für den Aufbau zwischenkirchlicher Gottesdienste ist die Zusammenarbeit der katholischen Kirche mit den verschiedenen evangelischen Kirchen unentbehrlich. Alle haben hier dieselben Fragen und Probleme. Alle sind hilfbedürftig, weil die alten Antworten aus den Büchern nicht mehr gültig sind. Die Beobachter und Mitarbeiter der evangelischen Kirchen hörten die nachdrücklich vorgetragene Bitte, sich mehr für die Erneuerung einzusetzen und auch die eigene kritische Situation ins Auge zu fassen. Sie sollten sich die riskante Mobilität der katholischen Kirche nicht unengagiert ansehen.

Die evangelischen Vertreter versicherten, dass ihre Kirchen das katholische Experiment mit Interesse beobachten und ihren Nutzen daraus zu ziehen hoffen. Sie wollten das ihrige dazu beitragen.

In der vierten Session wurden 223 Wortmeldungen registriert. Bei jeder Session ist die Zahl der Pressevertreter gestiegen: diesmal waren es 145 aus dem In- und Ausland. Nicht nur die katholischen Zeitungen räumen einen breiten Platz für dieses Geschehen ein: sie bringen mit ihrer breiten Verkündigung die Sache ins Gespräch. Es ist jedoch ein nicht gelöstes grosses Problem, wie man die Gemeinden und die Geistlichkeit mit den Gedanken und dem Trend des Pastoralkonzils vertraut machen kann. Man versucht es mit Predigtskizzen über die Themen des Pastoralkonzils. Man versucht es ebenso dadurch, dass man die Delegierten zu einem Viertel ablöst. Am wichtigsten wird wohl sein, dass man die Konzilsthemen in den 10 000 theologischen Gesprächsgruppen wieder durchbesprechen lässt. Bis zur nächsten Session hat man dazu Zeit. Im Januar 1970 findet die nächste, und im April 1970 die letzte Session statt. Für die Fruchtbarkeit des Unternehmens ist das Gebet aller erforderlich.

Wim L. Boelens

Die religiösen Ausdrucksformen können sich ändern, nicht aber der Glaube

In der Generalaudienz vom vergangenen 28. Mai in der Peterskirche zu Rom behandelte Papst Paul VI. die Frage, wie weit auch die Religion in dieser Zeit gewaltiger Umwälzungen auf dem Gebiete der Wissenschaft, der Technik und des menschlichen Zusammenlebens gewissen Änderungen unterworfen sei. Dabei führte der Papst aus, dass die religiösen Ausdrucksformen wie jene des menschlichen Lebens im Wandel der Zeiten sich ändern können, nicht aber Glaube. Die italienische Originalfassung der päpstlichen Rede findet sich im «Osservatore Romano» Nr. 122 vom 29. Mai 1969. Der Papst sagte in seiner Rede:

Der moderne Mensch und auch wir alle haben die Überzeugung, dass sich alles ändert. Der Blick auf das Leben unserer Zeit erweckt den Eindruck, alles sei in Bewegung und Wandlung begriffen. Keines von all den Dingen, die unter unsere Erfahrung fallen, erweist sich als beständig und sicher; alles wechselt, entwickelt sich, zerfällt und erneuert sich. Dieses Gefühl der Unbeständigkeit der Dinge hat uns vollständig erfasst. Es mag anfänglich in uns eine gewisse Besorgnis und etwas Bedauern wachrufen. Gar bald aber löst sich dies in eine Befriedigung auf, da dieses grosse, allgemeine Phänomen der Umgestaltung sich in bestechende Namen kleidet: Entwicklung, Fortschritt, Dynamismus, Entdeckung, Eroberung, Überwindung, Entfaltung, Neugeburt, Neuigkeit usw.

Eine Welt im Umbruch

Diese allgemeine Erscheinung macht von Tag zu Tag tieferen Eindruck, wenn wir auf den beschleunigten, grossartigen Fortschritt der Wissenschaften, besonders der Physik und Mathematik blikken. Man möchte sagen, der Mensch beginne erst jetzt, die Welt zu erkennen; aus der wissenschaftlichen Forschung ergeben sich soviel neue Resultate, dass der Wissenschaftler, der Mann des Studiums, beinahe berauscht ist. Während er einerseits seine unerschöpflichen Forschungen immer vollkommener gestaltet, geht er anderseits unmittelbar zur praktischen, nützlichen Anwendung der neuen Erkenntnisse über. Auf die Wissenschaft folgt sogleich die Technik, die sich entwickelt und mit Hilfe der neuesten Maschinen und Werkzeuge und durch machtvolle Organisationen zur Industrie wird und auf dem wirtschaftlichen und sozialen Gebiet im Leben des modernen Menschen ungezählte Folgen mit sich bringt. Ähnliche Feststellungen können wir bei den Wissenschaften machen, die sich mit dem Menschen befassen: Medizin, Psychologie, Soziologie, Politik. So wird man sich denn auch hinsichtlich der Religion die Frage stellen: Was wird bei dieser allgemeinen Umgestaltung mit der Religion geschehen? Viele sagen: Es ist aus mit ihr. Andere jedoch finden: Sie ist nicht nur nicht erledigt, sondern wird für uns umso mehr zu einer Forderung, je vernunftgemässer und drängender die Notwendigkeit ist, zu allem ein erstes und letztes Wort zu wissen, ein Alpha und Omega. Die Anbetung ist noch immer eine berechtigte, ja heute erst recht eine pflichtgemässe Tat.

So tritt das Problem der Religion von neuem auf den Plan. Auf diesen Punkt möchten wir heute nur kurz und vielleicht mit allzu schlichten Worten eure Aufmerksamkeit richten. Das Problem stellt sich so: Untersteht nicht auch die Religion einer bedeutsamen Veränderung? Und, um in unserm besondern Gebiet zu bleiben: Ist nicht auch unsere Religion daran, sich zu ändern?

Vielseitigkeit des Religionsproblems

Da müssen wir nun eine erste Bitte an euch richten: Seid auf der Hut! Beachtet die Vielschichtigkeit des Problems! Man kann das Problem Religion von der subjektiven Seite her betrachten, das heisst vom Menschen, seinem Geist, seiner Psychologie, seiner Philosophie her. Wir alle wissen um die Veränderungen, die willkürlichen Stellungen, die Verdrehun-

gen, die Zweifel, die Verneinungen, kurz um all die Wandlungen, die die Religionsidee schon früher und besonders in den letzten Zeiten erlebt hat. Die Diskussion ist immer noch offen; aber wir sind der Überzeugung, unser Verstand[1], unsere Erfahrung[2], unser Glaube[3] seien heute mehr als je in der Vergangenheit[4] imstande, lichtvolles Bekenntnis abzulegen, mit neuen Zeugnissen des Denkens und Lebens fortwährend die Anstürme auszuhalten und die Diskussion der Einwände, die aus der philosophischen, literarischen oder praktischen Mentalität unserer Zeit herkommen, erfolgreich zu führen[5].

Mit andern Worten: der Mensch, dieses Wesen mit den tausend Gesichtern, mag sich gegenüber der Religion in unzähligen, stets wechselnden Gestalten und Haltungen darstellen, er bleibt doch Mensch, das heisst ein Ding, das aus tiefstem Wesen heraus einer Beziehung zu Gott nicht nur fähig ist, sondern ihrer auch bedarf. Mehr noch: je mehr er Mensch ist und wird, umso stärker erhebt sich in ihm die Forderung nach Gott. Daher wird die Religion in dieser Hinsicht, als Anlage zur Beziehung zur Gottheit, sich nicht ändern, auch wenn die äussern Formen des menschlichen Lebens wechseln. Wir können diesbezüglich nur wünschen, dass auf dem Gebiet der religiösen, der philosophischen, apologetischen, katechetischen und künstlerischen Literatur eine neue Blüte der religiösen Studien und Forschungen einsetzen möge. Wir stehen hier vor einem Problem des sprachlichen Ausdrucks. Suchen wir, die Sprache der Religion neuzugestalten.

Lehren, die nicht ändern

Wir müssen jedoch auch auf die objektive Seite der Religion achten, d. h. auf ihren Inhalt, ihre Wahrheit. Diese wird für uns Gläubige, für uns Katholiken, die einen eindeutigen Glauben wollen, von der providentiellen Einrichtung des kirchlichen Lehramtes bewahrt, dargelegt und verteidigt. Sein Anliegen besteht darin, die Worte Jesu zu wiederholen: «Meine Lehre ist nicht von mir, sondern von ihm, der mich gesandt hat» (Joh 7,16); sie ist, was sie ist, und ändert sich nicht, wenn Zeiten und Gebräuche ändern. Sie muss in ihrer echten, ursprünglichen, autorisierten Formulierung angenommen werden, auch wenn sie Schwierigkeiten bietet, von der Psychologie des Hörers abweicht, Geheimnisse vorlegt[6]. Ihr erinnert euch, wie im Evangelium die Diskussion in Kapharnaum über die Eucharistie ausklingt? Die Zuhörer finden, das Wort des Herrn sei ein Unsinn: «Diese Rede ist hart, wer kann sie verstehen?» (Joh 6,60). Und Jesus lässt die Zuhörermenge stehen, wendet sich an seine Jünger, die ebenfalls verwirrt und unentschlossen sind: «Wollt auch ihr weggehen?» (Joh 6,7).

Das ist ein ernstes Problem. Heute besonders, wo der Mensch nur mehr annehmen will, was er versteht. (Das stimmt übrigens nicht, denn auch der moderne Mensch ist mehr als je Schüler und Gefolgsmann dessen, der auf wissenschaftlichem Gebiete als Autorität gilt.) Wir müssen dagegen aus dem Glauben leben, d. h. dem Worte Gottes trauen, auch wenn es über unsern Verstand hinausgeht. – Zwei Bemerkungen müssen wir jedoch anbringen. Der Glaube ist dunkel, aber nicht blind. Er hat Gründe, die ihn rechtfertigen, sowohl äusserlich wie innerlich. Mit dem hl. Augustinus haben wir schon bei andern Gelegenheiten auf diesen Punkt hingewiesen: «Habet namque fides oculos suos – der Glaube hat seine eigenen Augen»[7] – und als zweites: der Glaube verweigert nicht, dass man ihn studiert, vertieft, mit dem natürlichen Wissen vergleicht, auf die Praxis anwendet, gewissermassen an der Erfahrung des Lebens überprüft. Wenn man den Glauben lebt, wird er Licht; liebt man ihn, wird er Kraft; überlegt man ihn, wird er Geist. Er kann daher ohne Schwierigkeit und ohne Beeinträchtigung seiner Unversehrtheit und Reinheit alle ehrlichen neuen und grossen Umgestaltungen des modernen Lebens durchdringen und erweist sich dabei als das, was er in Wirklichkeit ist: als Prinzip ewigen Lebens.

(Für die SKZ aus dem Italienischen übersetzt von H. P.)

[1] Vgl. z. B. *Henri de Lubac,* Sur les chemins de Dieu, (Paris, Aubier 1955).
[2] Vgl. A. *Frossard,* Dieu existe, (Paris, Fayard 1969).
[3] Vgl. *R. Guardini,* Vom Leben des Glaubens, (Mainz 1934).
[4] Vgl. *Thomas Aq.,* Summa contra Gentes.
[5] Vgl. *Zundel,* Recherche du Dieu inconnu, (Paris, Editions ouvrières 1949); *Mouroux,* Je crois en toi, (Paris, Editions du Cerf 1965); *Ch. Moeller,* L'homme moderne devant le salut (Paris, Ed. ouv. 1964); *René Casin,* Naufrageurs de la Foi, (Ed. Lat. 1968).
[6] Vgl. *Thomas Aq.,* Summa contra Gentes 4, 76.
[7] Ep. 120: P. L. 33, 456.

Die neue Theologenkommission

Am 28. April 1969 kündigte Papst Paul VI. im Konsistorium an, «demnächst» werde die Mitgliederliste der neuen theologischen Kommission veröffentlicht. Am folgenden 29. April wurde die Liste bereits publiziert. Man könnte über die 30 Namen, die auf ihr enthalten sind, verschiedene Erwägungen anstellen: 16 davon gehören zum Kreis um die Zeitschrift «Concilium»; 21 sind Europäer; je 7 sind aus dem deutschen und französischen Sprachraum; die Hälfte ist aus dem Säkularklerus, die andere Hälfte aus Orden und Instituten; man könnte die Fachdisziplinen untersuchen (4 Exegeten, 1 Historiker, 1 Moraltheologe usw.) oder die theologische «Richtung» abschätzen, die eine gute, konservative Mitte darstellt, oder auf das Durchschnittsalter hinweisen, das bei 60 Jahren liegen dürfte. Wir wollen hier jedoch nicht solchen Fragen nachgehen, sondern unsere Aufmerksamkeit der Vorgeschichte, den Aufgaben und der Geschäftsordnung dieser neuen Kommission zuwenden.

Die Anregung zur Errichtung einer internationalen Theologenkommission kam von der Bischofssynode, die erstmals im Herbst 1967 zusammentrat. Dort war es Kardinal Suenens, Erzbischof von Mecheln und Brüssel, der als erster den Vorschlag machte, international führende Theologen aller Richtungen in eine Kommission zu berufen, die der Kongregation für die Glaubenslehre zugeordnet sein sollte. Das wegen des Vorgehens dieser Kongregation und wegen der einseitigen Zusammensetzung ihrer «Consulta» erschütterte Vertrauen könnte so wiederhergestellt werden. Die Kardinäle Léger, Ottaviani, Bea und Döpfner stimmten zu. Kardinal Bea schlug eine Verfassung vor, wonach die Theologenkommission parallel zur Bibelkommission errichtet würde. Mit mehr als Zweidrittelmehrheit schlug die Bischofssynode am 27. Oktober 1967 dem Papst folgendes vor: 1. Er möge eine Kommission angesehener, international beheimateter Theologen der verschiedensten Schulrichtungen einsetzen. Die Theologen sollten für eine bestimmte Zeit ernannt werden. Die Kommission solle «in rechter wissenschaftlicher Freiheit» dem Heiligen Stuhl und insbesondere der Kongregation für die Glaubenslehre behilflich sein, vor allem in Lehrfragen von grösserer Bedeutung. 2. Die Namen der Theologen sollen dem Papst von den Bischofskonferenzen vorgeschlagen werden.

Es ist bekannt, dass Theologen aus dem Kreis um die Zeitschrift «Concilium» im Herbst 1968, als die Kommission immer

noch nicht errichtet war, eine Eingabe an den Papst machten – sie betraf nicht nur die Kommission –, die von über 1300 dozierenden Theologen unterschrieben und wenige Wochen vor dem Konsistorium überreicht wurde.

Die neue Kommission hat Statuten «ad experimentum», in 11 Paragraphen eingeteilt. Der Inhalt sei hier vollständig mitgeteilt. 1. Die Kommission wird bei der Kongregation für die Glaubenslehre errichtet. Ihre Aufgabe ist es, dem Heiligen Stuhl und besonders dieser Kongregation in Lehrfragen von grösserer Bedeutung Hilfe zu leisten. 2. Präsident der Kommission ist der Präfekt der Glaubenskongregation (d. h. im Augenblick Kardinal Seper). Er kann für die einzelnen Sitzungen den Vorsitz an einen Kardinal aus der Glaubenskongregation delegieren. 3. Er ernennt für die technischen Arbeiten der Kommission einen Sekretär. 4. Die Mitglieder der Kommission sind Theologen aus verschiedenen Schulrichtungen und Nationen, «die sich durch theologisches Wissen und durch Treue zum kirchlichen Lehramt auszeichnen». 5. Die Mitglieder werden auf Vorschlag des Präfekten der Glaubenskongregation, der vorher die Bischofskonferenzen konsultiert, vom Papst ernannt, und zwar auf fünf Jahre. Nach Ablauf dieser Zeit können sie noch einmal auf fünf Jahre ernannt werden. Ihre Zahl wird auf 30 begrenzt. 6. Die Vollversammlung der Kommission muss wenigstens einmal im Jahr zusammentreten. Sie kann auch öfter einberufen werden. 7. Wenn eine spezielle Frage eingehend untersucht werden muss, kann der Präsident aus den Mitgliedern, die hierfür besonders kompetent sind, Sonderkommissionen bilden, die nach Erfüllung ihrer Aufgabe zu bestehen aufhören. 8. Die Mitglieder können auch schriftlich konsultiert werden. 9. Die Theologenkommission und auch ihre einzelnen Mitglieder können der Glaubenskongregation von sich aus Fragen oder Thesen vorlegen, die geprüft werden sollten. Die Kongregation wird über die Opportunität einer solchen Prüfung entscheiden. 10. Die Beschlüsse der Vollversammlung und der Sonderkommissionen und die Vota der einzelnen Mitglieder werden dem Papst vorgelegt und der Glaubenskongregation zur Verwendung zur Verfügung gestellt. 11. Die Mitglieder sind entsprechend dem «Ordo servandus» der römischen Kurie zur Geheimhaltung der Traktanden verpflichtet.

Es ist offensichtlich, dass die Kommission wegen der Zuordnung zur Glaubenskongregation nicht jene Selbständigkeit hat, die von Kardinal Bea auf der Bischofssynode angeregt worden war. Angesichts der Ziffer 10 dürfte das jedoch nicht ein wirkliches Hemmnis der Arbeit sein. Die neue, zahlenmässig nicht zu grosse Kommission könnte ein wichtiges Bindeglied zwischen Rom und der Peripherie werden.

Herbert Vorgrimler

Beratungen über die neue Phase der Liturgiereform

Sitzung des Liturgischen Instituts in Zürich

Die Mitglieder des Liturgischen Instituts (= deutsch-schweizerische Liturgiekommission) kamen am 2. Juni 1969 in Zürich, unter dem Vorsitz von Abt Dr. Raimund Tschudy, zu ihrer zweiten Sitzung dieses Jahres zusammen. Neben den Präsidenten der diözesanen Liturgiekommissionen nahmen auch Prälat Dr. Johannes Wagner vom Liturgischen Institut Trier und Pater Paulus Hirt vom Institutum Liturgicum Salzburg an der Sitzung teil. Dieser Zusammenkunft kam auf Grund der von Rom weitergeführten Liturgiereform besondere Bedeutung zu. Die Traktandenliste war ein Spiegelbild der verschiedenen sich stellenden Aufgaben: erneuerter Ritus der Heiligen Woche, neue Messordnung, Messfeier im kleinen Kreis, römisches Kalendar, Übersetzungen (Apostolikum, Nizänum, Gloria, Sanctus, Agnus Dei, Gloria Patri), neue Riten für Trauung, Taufe und Beerdigung, verlagsrechtliche Fragen, Orientierung über die Tätigkeit des Instituts und Verschiedenes. Es war vorauszusehen, dass nicht alle Traktanden an der Sitzung behandelt werden konnten. Eine Reihe von ihnen hatte mehr informativen Charakter, andere bedurften eingehender Aussprache. Die Verhandlungen konzentrierten sich im wesentlichen auf die Besprechung des erneuerten Ritus der Heiligen Woche und der neuen Messordnung.

Erneuerte Liturgie der Heiligen Woche

Die Liturgischen Institute in Salzburg, Trier und Zürich hatten während der Fastenzeit eine Studienausgabe der erneuerten Karwochenliturgie herausgegeben. Die Sitzungsteilnehmer befassten sich zunächst in drei Gruppen mit den Eröffnungsriten, den Wortgottesdiensten und den Eucharistiefeiern der heiligen Woche, um ihre Erfahrungen und Meinungen auszutauschen und darauf im Plenum ihre Anerkennung, Kritik und Wünsche vorzutragen.

Bedenken wurden gegenüber der *Palmprozession* angemeldet: das Tragen von Zweigen entspreche vielleicht Kindern, aber kaum Jugendlichen oder Männern. Auf Grund einer Zuschrift an das Liturgische Institut wurde auch die Frage diskutiert, ob es nicht richtiger wäre, anstelle der *Leidensgeschichte* das Evangelium vom Einzug des Herrn in Jerusalem vorzutragen, an das sich die Palmprozession anschliessen könnte. Doch ist eine solche Lösung nicht ohne Bedenken; denn in diesem Fall müsste der Wortgottesdienst im Freien abgehalten werden, was in einzelnen Fällen (z. B. Gottesdiensten bei Kongressen, Katholikentagen) angezeigt ist, aber sich als alljährlich wiederkehrende Gottesdienstform nicht empfiehlt. Auch wurde bemerkt, der Vortrag der Leidensgeschichte eröffne in durchaus sinngemässer Weise die Heilige Woche, da er das Thema bereits grundlegt, das in den folgenden Tagen vertieft und entfaltet wird. Die für den Gründonnerstag und die Osternacht vorgesehene *Kelchkommunion* der Gläubigen kann nach Auffassung einiger Sitzungsteilnehmer nur durch Intinktion gelöst werden. Dagegen steht allerdings die Erfahrung, die in der Kathedrale von Lugano gemacht wurde, als in der Osternacht 400–500 Gläubige aus dem Kelch (bzw. 4 Kelchen) tranken.

Die *Karfreitagsfürbitten* sollten etwas gestrafft und für ihren Vollzug eine Volksantwort vorgesehen werden, z. B. ein geeigneter Leitvers aus dem KGB. Die Anregung, die Kreuzverehrung unmittelbar auf den Bericht vom Tode Christi folgen zu lassen, stiess zum Teil auf Ablehnung: der Vortrag der Leidensgeschichte soll nicht durch eine so gewichtige liturgische Handlung unterbrochen werden. Organischer lassen sich Volks- oder Chorgesänge mit dem Vortrag der Leidensgeschichte verbinden. Die erneuerte *Osternachtliturgie* fand im allgemeinen Zustimmung. Am wenigsten gefällt, dass das Gloria – nach allgemeinem Empfinden – zu unvermittelt im Wortgottesdienst erscheint. Sein gegebener Platz wäre unmittelbar nach dem ‚Exsultet', wodurch die Gläubigen in passender Weise ihrer Osterfreude Ausdruck geben könnten. Diese Über-

legungen und Anregungen sind nun von den Liturgikdozenten der Schweiz, die sich anfangs Juli in Zürich treffen, zu prüfen und zu erarbeiten. Das Ergebnis soll dann den Mitgliedern des Liturgischen Instituts, aber auch den Liturgischen Kommissionen Deutschlands und Österreichs vorgelegt werden, um auf diese Weise die notwendigen liturgischen Editionen und Handreichungen vorzubereiten.

Kontakte mit römischen Instanzen

Der Leiter des Liturgischen Instituts war vor Pfingsten im Auftrag der Liturgischen Kommission nach Rom gereist, um mit dem Sekretariat des früheren Liturgierates und seit kurzem der Gottesdienstkongregation Kontakt aufzunehmen. Dazu kam noch ein Auftrag, bei der Sakramentenkongregation vorzusprechen.

Während sich die Gottesdienstkongregation für die anfallenden Probleme offen zeigte, war das bei der Sakramentenkongregation weniger der Fall. Immerhin war in Erfahrung zu bringen, dass den Bitten der Schweizerischen Bischofskonferenz entsprochen werden soll, mit der Spendung der heiligen Kommunion auch Laien zu betrauen, wenn dafür eine Notwendigkeit besteht. Eine positive Antwort sei der Nuntiatur in Bern zugestellt worden.

Im übrigen scheint die Sakramentenkongregation nicht genügend orientiert zu sein über die vielen Probleme, wie sie sich in den verschiedenen Ländern stellen. Das fiel um so mehr auf, weil die Gottesdienstkongregation entweder in vielen Fragen bereits unterrichtet oder aber bereit und interessiert ist, sich informieren zu lassen. Die jahrelange internationale Arbeit im Liturgierat hat so unverkennbar positive Spuren hinterlassen.

Das hindert allerdings nicht, dass die Gottesdienstkongregation wenig geneigt ist, schon im jetzigen Zeitpunkt bei den neu veröffentlichten Riten Adaptationen zu gestatten. Immerhin stellt sie sich zu einer weiteren Entwicklung durchaus positiv ein und ist bereit, in einem späteren Zeitpunkt auf die Anliegen einzugehen.

Daraus ergibt sich, dass die Ritenkongregation als Überwachungsorgan abgeschafft und an ihre Stelle die Gottesdienstkongregation getreten ist, die darauf zu achten hat, dass den pastoralen Erfordernissen der heutigen wie auch der künftigen Zeit entsprochen wird. Es ist zu hoffen und zu wünschen, dass die Gottesdienstkongregation aus ihrer zu Beginn begreiflichen Zurückhaltung bald heraustritt, damit so viele hängige Fragen und sich aufdrängende Probleme einer Lösung zugeführt werden können.

Neue Messordnung

Die Aussprache über den neuen Messordo begann zunächst in einer eher pessimistischen Stimmung. Wie der Leiter des Liturgischen Instituts in Rom dargelegt hatte, scheint der neue Ordo drei Forderungen der Liturgiekonstitution nicht zu entsprechen: Einfachheit und Durchsichtigkeit der Riten, keine unnötigen Verdoppelungen, keine Einführung einer Neuerung, von der nicht ein pastoraler Nutzen zu erwarten ist. Die informativen Ausführungen von Prälat Wagner, der den geäusserten Bedenken zustimmte, zeigten aber doch, dass der Messordo neue Möglichkeiten erschliesst, von denen zu hoffen ist, dass sie pastoral gewinnbringend sein werden. Daraus ergab sich die Wichtigkeit, die Dinge zunächst einmal trotz der bestehenden Bedenken möglichst unvoreingenommen und gründlich zu studieren.

Von grosser Wichtigkeit sind die nächsten Schritte. Anfangs Juli findet in Zürich eine kleine Kontaktsitzung der Liturgischen Kommissionen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz statt, an der die Art und Weise besprochen werden soll, wie die Bischofskonferenzen und, von ihnen abhängig, die Liturgischen Kommissionen und Institute den neuen Messordo am besten einführen. Da dieser nach dem Willen des Papstes als *Leitlinie* für die Eucharistiefeier zu verstehen ist, wird es möglich sein, **besonders darauf zu achten, dass er den pastoralen** Erfordernissen Rechnung trägt. Es wird bereits an Handreichungen gedacht, die den Seelsorger mit dem Sinn und den Möglichkeiten der Neuerung vertraut machen und für ihre pastoral wirksame Ein- und Durchführung Hilfe bieten.

In diesem Zusammenhang wurde die Frage besprochen, ob die Institute wieder *Richtlinien* für die Feier der heiligen Messe herausgeben sollen. Dazu besteht aber keine Notwendigkeit, da sich im Missale eine allgemeine Einführung («Institutio generalis») findet, die bereits mit dem «Ordo Missae» veröffentlicht wurde. Sie wird übersetzt und vom Liturgischen Institut allen Pfarrämtern zugestellt (voraussichtlich erst im September, da die Arbeiten für eine sorgfältige Übersetzung und darauf die Drucklegung geraume Zeit in Anspruch nehmen werden). Das Liturgische Institut bittet die Klöster, Kaplaneien, Heime usw., die an dieser Ausgabe interessiert sind, ihre Bestellung einzureichen (vielleicht mit dem Vermerk, ob sie künftig bei Zusendungen an die Pfarrämter immer mit bedient werden wollen). Adresse: Gartenstrasse 36, 8002 *Zürich*.

Die Mitglieder des Liturgischen Instituts waren einmütig der Auffassung, dass die neue Messordnung, aber auch die erneuerte Karwochenliturgie bei Klerus und Volk sorgfältig einzuführen sind. Sie stimmten dem Vorschlag zu, dass die diözesanen Liturgiekommissionen in Zusammenarbeit mit dem Liturgischen Institut an zentral gelegenen Orten Tagungen organisieren, die für den Messordo in der zweiten Oktober- und der ersten Novemberhälfte, für die Karwochenliturgie wahrscheinlich zu Beginn der Fastenzeit, stattfinden werden. **Damit setzt in den nächsten Wochen** und Monaten eine intensive Arbeit ein; die Leser der SKZ werden nach Möglichkeit über die verschiedenen Phasen regelmässig unterrichtet werden. Wünsche, Anregungen und Hilfen werden gerne entgegengenommen.

Robert Trottmann

Der alte und kranke Mensch der Grossstadt

Seelsorgerliche Erfahrungen unter Schweizern in Paris

Die 1959 gegründete, seit 1961 an der 10, rue Violet, Paris, 15. Arrondissement untergebrachte Schweizermission hat ihre eigene Struktur. Sie ist «Wandermission» ohne geographische Umschreibung, pastorelle Betreuung unserer Landsleute, die nie Pfarrgemeinde werden. Die Familien gliedern sich der Pfarrei des Wohnquartiers an, daher wächst die Mission nicht von dieser Zelle her, sondern vom äussern Rand der jungen Zuwanderer und der vor einem halben Jahrhundert Ausgewanderten. Es handelt sich um eine Alters-, Kranken- und Jugendseelsorge. Sie umfasst die Betagten, besonders jene des schweizerischen Altersheimes, die Volontärinnen von neun Schwesternhäusern, die Stagiaires und Au-pair-Töchter.

I. Beim alten und einsamen Menschen

Sprach man am Anfang des Jahrhunderts vom Zeitalter des Kindes, müssen wir jetzt vom Jahrhundert des alten Menschen reden. Vor der Neuumschreibung des Pariser Erzbistums 1966 waren 6 %, 395 000 Diözesanen über 65jährig. 1975 werden es 540 000 oder 13.7 % sein.

1. Alterssoziologie

Diese Pariser *sind* und wohnen «nahe beim Himmel». 34 % haben ihre Wohnung, gewöhnlich ein einziges Zimmer, im obersten Stockwerke unter dem Dache. 80 % dieser Alterswohnungen, die sich in den abbruchreifen Stadtquartieren oder in der nahen Bannmeile befinden, wurden vor dem 1. Weltkriege gebaut. Die wenigsten haben eigenes WC, 1/5 nicht einmal Wasser, nicht alle elektrischen Strom.

Vier von fünf Mietern sind in diesen Behausungen alt geworden. Daher ziehen von 100 nur zwei in die Provinz und fast nur Invalide ins Altersheim. Währen 1966 43 % als Jahresrente weniger als 2400 neue Franken bezogen, bilden seit dem 1. Januar 1969 2600 NF den untersten und 4100 NF den obersten Ansatz einer Altersversicherung, für die nicht einbezahlt wurde.

Für Schweizer sind die Unterschiede zu gross, um genaue Angaben wiederzugeben. Diese Orientierung hier beschäftigt sich mit den kleinen Leuten, die im Jahre kaum mehr als 4000 NF beziehen.

2. Unsere Ausgewanderten

Unsere, heute 70–80jährigen verliessen vor oder nach dem 1. Weltkrieg die Heimat, oder erhielten kurz nach 1920 ihr Bürgerrecht. Viele schulentlassene Tessiner begleiteten den Vater, der im Winter als Maroniverkäufer Verdienst suchte, lernten Französinnen kennen und liessen sich nach der Heirat nieder.

Der Botschaftskreis zählte damals 30 000, heute umfasst er noch 20 000 Schweizer. Ungefähr 1200 Jugendliche, die jedes Jahr nach kurzem Sprachaufenthalt in die Heimat zurückreisen, lassen die Kolonie vergreisen. Die Schweizervereine gehen ein. Neben den Pfadfindern sind nur die katholische und protestantische Mission lebensfähig.

In Frankreich stehen über 65jährige Frauen zu den Männern im Verhältnis von zwei zu eins. Daher betreut unsere Alterspastoration mehrheitlich Greisinnen, die zudem Doppelbürgerinnen sind. Bei der Rückkehr in die Heimatgemeinde verlören sie wie die eingewanderten Früchte- und Gemüsehändler, Magaziner, Hotelportiers, Hausangestellten und Zeitungsverkäuferinnen gewisse Zusatzrenten z. B. Kuraufenthalte, und würden sich zudem ganz entwurzeln.

Ein Mansardenzimmer, das lebenslang Schutz gegen grossstädtische Anonymität war, birgt Werte in sich, die dem Greis fast unveräusserlich sind. Die 70-jährige Zeitungsfrau Cécile wurde nach einem Unfall in den Heimatkanton Freiburg gefahren, ertrug die gepflegten Räume und Gärten des Bürgerheimes nicht und kehrte in den Pariser Estrich zurück. Die 80-jährige Genfer Witwe P. verliess das Pariser Spital zwei Tage vor der Entlassung, zog wieder in ihre zellengrosse Kammer, in der Petrollampen das elektrische Licht ersetzen. Keine Organisation kann nach geltendem Gesetz die Frau versorgen, solange sie «nichts anstellt».

3. Einsamkeit und Gottferne

Der Einblick in die Soziologie lässt jeden die Einsamkeit des alten Menschen ahnen [1]. 38 % leben wie Einsiedler. Nur ein Drittel kommt bei einem Spaziergang zum Mitmenschen. Unter den 10 Millionen des Pariser Beckens! Während 2,5 Millionen Arbeiter, die täglich in die Stadt hinein- und hinausgeschleusst werden, den heutigen Rentner zuerst seelisch zermürbten, weiss er jetzt: Ich bin von der Gesellschaft des Konsums und Genusses abgewertet und ihr im Wege!

«Das perfektionistische Zeitalter, in dem wir leben, bereitet nicht mehr auf das Altwerden vor. Denn es sieht in ihm etwas, das nicht da sein soll. Darum versagen auch so viele... Um die Kunst des rechten Altwerdens zu verstehen, muss man Christ sein und zeit seines Lebens sich bemühen, es immer mehr zu werden.» [2] Aber der Mensch im Ruhestand kommt aus einem Arbeits- und Lebenskreis, der in diese Kunst nicht einübte. Der französische Antiklerikalismus schuf, wie der Pariser Klerus im Scherze sagt, das Christentum auf den vier Rädern der Taufe, feierlichen Kommunion, sakramentalen Ehe und des kirchlichen Begräbnisses.

Der grossstädtischen Missionskirche, die erfinderisch ist in neuen Pastorationsmitteln, ist der systematische Hausbesuch unmöglich. Begreiflich! Man denke an unsere Nachbarpfarrei Notre Dame de Grâce de Passy! Neun Priester, von denen fünf das Pensionsalter überschritten haben, betreuen 52 000 Seelen. Der ausländische Mitbruder, der freilich in die Versammlungen des Dekanates nicht eingeladen wird, hat umgekehrt in der Kirchenprovinz freie Hand und überpfarreiliche Vollmacht.

3. Pastorelle Begegnungen

Wenn Mission christianisieren, Kontakt nehmen, Dienst am Wort und an der Caritas bedeutet, kommt man auch bei Schweizern meistens als Missionar vor die Dachkammer. «Was wollen Sie?» hört man durch den Türspalt, während eine Kette den Eintritt verwehrt, als ob sich der Greis in Einsamkeit, Gott- oder Kirchenferne bedroht fühlte. – «Ich komme als Schweizer zu einem Schweizer.» Diese Antwort, die der Pariser Abbé nicht geben kann, öffnet die Türe, den Mund und schliesslich das Herz. Aus dem «Merci» glaubt man beim Weggehen herauszuhören: «Endlich, eine nichtamtliche Begegnung mit der Kirche! Ein Leben lang wartete ich auf ein persönliches Wort.»

Es bleibt nach einem Jahre, oft noch im zweiten und dritten, einfach eine Unterhaltung in einer der drei Landessprachen. Es ist Charles de Foucaulds Missionsmethode: Das Evangelium bringen, ohne es zu verkünden! Dann ist es vom Besuchten verstanden, wenn er wenigstens betont: «Die Adresse der Mission ist für meine letzte Stunde zur Hand!»

Auf interkonfessioneller Ebene sorgt die ansässige «Société helvétique de bienfaisance» für eine Weihnachtsfeier der alten Leute. Damen, die dem Botschaftskreise angehören und auch Besuche übernehmen, helfen dabei mit. Diese Organisation, die als Zwischenglied der Kantone einem ausgedehnten Sozialbereich vorsteht, vermittelt der Mission die Adressen der Katholiken. Gegen Ostern treffen sie sich in unserm Saale. Die Hälfte der Eingeladenen antworteten diesen Frühling. Ein Nachmittag, der mit Abendmesse schliesst, lässt Schweizervolontärinnen während ihres Pariser Jahres den Betagten und diese der Jugend begegnen. Schweizerschwestern, besonders von der Kongregation St. Joseph de Cluny, gestalten mit ihren Töchtergruppen das Programm.

Weitere Zusammenkünfte waren bis jetzt wegen der grossen Entfernung und des hohen Greisenalters nicht möglich. Es bleibt dem Missionar, dem eine Schweizerschwester in ihrer Freizeit etwas mithilft, nur die Pastoration des Hausbesuches. Zwischen Neujahr und Ende Februar 1969 waren 21 Besuche im Spital und 44 in der Wohnung, also täglich eine Begegnung möglich. Zwei Kommunionen und zwei Krankensalbungen konnten gespendet werden. Wahrhaftig, keine auffälligen Experimente nachkonziliärer Erneuerung!

Was erwartet aber der Einsame, der durch die Dachluke an die Kirchtürme hinübersieht? Dass er einem Priester, nicht der Sozialassistentin klagen kann, wie das Leben und auch die Kirche den Stadtmenschen einsam liessen. Priester gehen in der Fabrik und im Theatersaal, aber nicht beim Menschen im letzten Lebensabschnitt Zeugnis ablegen. «Die heutige Pfarrei ist krank, sie besteht ja nur aus Praktizierenden, stösst nicht in alle Lebensgebiete vor, ist jenen, die nicht glauben und Gott leugnen, fern». [3]

Wie hat eine Putzfrau über die Stiege hinunter gedankt! Vor unzähligen An-

[1] Semaine religieuse vom 28. 5. 1966: Chanoine R. Meuillet: Les personnes âgées.

[2] *Dom. Thalhammer*, Die Kunst, alt zu werden, in: Grosser Entschluss, Nov. 1960.

[3] Eglise de Paris, 14. 3. 1969 Recherches sacerdotales, Le Doyenné du XVIIème.

sichtskarten an der Zimmerwand durfte sie endlich auseinanderlegen, warum sie in einem so bescheidenen Beruf alt und krank wurde. Wie ihr die Grippe 1918 die Angehörigen entrissen hatte, war ihr die eigene Heimat im Wallis fremd geworden, und Paris, das Brot zu verdienen gab, war nicht imstande, die Heimat zu ersetzen.

II. Bei den Kranken und Sterbenden

1. Französisches Spitalwesen – Pariser Spitäler

Der zweite Ort der Begegnung sind die Spitäler. Sie ernähren eine Million Menschen und stellen nach den Bahnen und Elektrizitätswerken das grösste französische Finanzunternehmen dar.

In Frankreich werden 10 von 100 Einwohnern jährlich, 70 % der gesamten Nation im Verlaufe des Lebens einmal hospitalisiert. Von 500 000 Todesfällen im Jahre entfallen 125 000 auf die Spitäler. 2 000 haben öffentlichen Charakter. Nur 10 sind in katholischen Händen, fünf davon in der Hauptstadt. 50 000 Pariser Spitalbetten, die jeden 17. Tag einen andern Kranken aufnehmen, sind, ausser im Ferienmonat August, immer besetzt. Seit dem 1. Januar 1969 gelten als Tagestarife in den Sälen: Medizin 147,25 NF, – Chirurgie 205,15 NF, – Psychiatrie 384,65 NF. 20 % der Kosten fallen im allgemeinen zu Lasten des Versicherten. Da Paris bis 1964 während 30 Jahren zu den 40 Grossspitälern kein neues dazubaute, besitzt jedes über 1000 Betten, Bicêtre 2800, Salpêtrière sogar 3800. Nur dieses Spitalmilieu, in dem der weniger bemittelte Schweizer meistens sein Leben beendet, ist hier gemeint. Ein Saal nimmt 30–40 Patienten auf. Man versucht, durch Zwischenwände aufzuteilen, verliert aber die halbe Bettenzahl. Sauberkeit und grössere Freundlichkeit der Räume verbesserten sich freilich zusehends in den letzten 10 Jahren.

2. Der Kranke in seiner Umgebung

«Der Kranke lässt im Empfangsraum seine Person zurück», sagt Pr. Rivière, «der Kranke hört auf, ein Kranker zu sein, er wird eine Krankheit»[4]. «Ich habe es satt, hier weiterzuleben», weinte bei jedem Hospizbesuche die gelähmte Aargauer Näherin, während die übrigen Greisinnen neben dem Bette seelenlos auf den Ziegelboden starrten.

Eine letzte Vereinsamung droht in diesen Sälen: ein fast unpersönlicher Tod. Keine Pflegerin frägt nach der Konfession, ruft den Priester oder spricht ein Sterbegebet, ausser der Patient oder seine Angehörigen verlangen ausdrücklich den geistlichen Beistand.

Wie kirchenfremd die Umgebung ist, legt «Vie catholique illustrée» vom 3. bis 9. April 1968 dar. 61 % praktizieren in Frankreich nicht, in Paris sind es 90 %. Das zur Hauptstadt gehörende Hospiz Brévannes verzeichnet jährlich 600 Todesfälle und 30 Sterbesakramente. Jeder zweite, der praktiziert, verlangt sie. Wie kann der Kranke, Schmerz und Tod innerlich verarbeiten? Zu dieser Umgebung gehört ein religiös indifferentes Personal. Es wohnt ausserhalb, in der Nähe der Spitäler, die vor allem in der marxistisch gefärbten Aussenzone liegen. Die Strassenmanifestationen und Streikbewegungen der Vorstadt Kremlin-Bicêtre werden von den 1500 Pflegern und Pflegerinnen des Hospizes angeführt. Schon 1959 fehlten in Paris 7000 Krankenschwestern. Man holte Hilfspersonal in der Bretagne und auf den Antillen, aber nach 1–2 Jahren gibt es vielfach den angestammten Glauben, auch den Arbeitsplatz auf und endet nicht selten auf den Trottoirs.

3. Hoffnungen der Missionskirche

Der Pariser Pfarrer weiss: «Ich habe innerhalb eines Jahres den zehnten Teil der Gemeinde im Spital. Das äusserst misstrauische und auffällig dankbare Milieu kann in der Krankheit, die Zeit zum Nachdenken lässt, zur Begegnung der grossstädtischen Missionskirche mit den Nichtpraktizierenden und Praktizierenden werden. Sie haben seit der Communion solennelle und der Hochzeit entweder die Kirche nicht mehr betreten oder sind mit dem Priester kaum mehr ins Gespräch gekommen. Artikel 1 der Staatsverfassung vom 9. Dezember 1905 trennt die Kirche vom Staate, billigt aber Gewissens- und Kultusfreiheit zu. Die Spitaldirektoren müssen die Seelsorge ermöglichen. Es trifft gegen 1000 Patienten auf jeden der 50 vollamtlich beauftragten Krankenseelsorger.

Wenn sie ans Spitalbett treten, wissen sie: «Ich komme weder als Moralist der Sakramenten- und Busstheologie, noch als Spender der Sakramente, die ex opere operato neben ein undefinierbares Leben den Ausreisepass eines Katholiken legen. Ich versuche ein menschlich-herzliches Gespräch, um Vaticanum II anzuwenden und die verschüttete Seele wissen zu lassen: Die Kirche übt die Liebe»[5].

4. Begegnung mit Schweizern

Die Schweizer Botschaft, die sonst keine Adressen aushändigt, orientiert die Mission über die Hospitalisierten, die weniger Bemittelten, die in den Genuss eines französisch-schweizerischen Abkommens gelangen.

Der Missionar kann sie jederzeit besuchen. Er wählt womöglich die Besuchszeit des Nachmittags und Abends. Während neuneinhalb Jahren stiess ich nie auf eine Schwierigkeit mit dem Personal, das mich freilich am geistlichen Kleid jederzeit erkennen will. Oft arbeitet der grossstädtische Verwaltungsapparat zu langsam. Der Hospitalisierte ist bereits tot oder wieder entlassen.

Der Kontakt mit dem Kranken, auch dem protestantischen, der von der Mission dem Schweizer Pastor gemeldet wird, ist rasch hergestellt. Wie sich der Patient ausdrückt, erlebt er in der «Medizinkaserne» plötzlich die Heimat, nicht die Kirche, auch nicht den Priester als Heilsvermittler. Dieser kommt als Luzerner zum Toggenburger usw. Eine Plauderei in der Sprache der deutschen, welschen oder italienischen Schweiz holt Dorf- und Jugenderinnerungen in den Krankensaal der Weltstadt und stimmt eine Kurzkatechese über Glauben und Sakramente ein. Ihre Spendung hängt meistens nur von der Dauer der Krankheit und des Spitalaufenthaltes ab. Immer sind die Patienten zum Mitbeten bereit.

Das grosse Hindernis kommt von den Angehörigen und ihrer letztwilligen Verfügung: «Selbstverständlich muss der Kranke verwahrt werden! Später, nicht jetzt! Die Zeremonien könnten ihn verwirren und den Tod verursachen».

Klugheit und Liebe verlangen, dass der Missionar alle Patienten, wenigstens der gleichen Bettreihe, einzeln begrüsst. Oft umstehen Angehörige einen Sterbenden. Während sie ungefragt schon um geistlichen Beistand baten, wiesen sie ausnahmslos jedes, noch so vorsichtig formulierte Angebot ab.

Der Kamillaner Pater Vendrame hat Recht: «Man erlebt aus nächster Nähe die Folgen des Bruches zwischen Kirche und Welt, zwischen der Kirche des Übernatürlichen und der Welt der Wissenschaft, Technik und Kunst. Auf der einen Seite steht der Priester mit seinen Glaubenssätzen, seinen Vollmachten und daneben behauptet sich die Macht der Technik. Gleichzeitig öffnet sich zwischen beiden Vollmachtsträgern die grosse Welt der Leiden ...»[6].

5. Bei den Toten

Der letzte Ort pastoreller Kontakte, zu denen schon die Vermassung der Grossstadt verpflichtet, ist auf den Pariser Friedhöfen. Bei der Beerdigung der Tessiner Blumenbinderin Witwe A waren wir eine Trauergemeinde von drei Personen.

Da draussen, wo z. B. unter 300 000 Gräbern Thiay's einsame Schweizer Gräber sind, vertritt der Auslandseelsorger nochmals die Heimat und durch sie die Kirche. Diese erfüllt vor der nichtpraktizierenden Familie das Konzilsanliegen der Begegnung mit der Welt von heute. Der Direktor des Leichentransportes

[4] Bulletin St. Luc, 4.4.59, am internat. kath. Medizinerkongress Brüssel, Juli 1958

[5] Paul VI., 14. Sept. 65 bei der Eröffnung der 4. Konzilssitzung

[6] Revue «Aumôniers d'Hopitaux», No 54-55 Janvier-Juin 1967

verkündet, während die Totengräber schon bereitstehen: «Da zufällig ein Priester anwesend ist, kann er ein kurzes Gebet sprechen.» Aus Zeitmangel und wegen der grossen Entfernungen wird keine Leiche vom Pariser Abbé begleitet. Nach einem Gebet und einem freundlichen Beileid verabschiedet er sich vor dem Leichenauto.

III. Pastoraltheologische Anregungen

1. Schulung zum Apostolate

1960, kurz nach der Gründung unserer Mission bildeten die jungen Auswanderer eine Apostolatsgruppe. Sie bekamen bei vereinsamten und kranken Landsleuten Gelegenheit zur Konversation und erlebten im grossen Paris die Kirche der Armen. Dieser Laieneinsatz öffnete und ebnete dem Seelsorger viele Wege.

Von den 40 Katholiken des Schweizerischen Altersheimes kommunizierten früher einige an Ostern. Heute sind es ebenso viele in jeder Donnerstagsmesse. Einer einzigen Pensionärin gelang dieser Hilfsdienst der Seelsorge. – Ein Sekundarlehrer besuchte regelmässig zwei Greise und überraschte den invaliden Hotelportier aus dem Val d'Entremont am 75. Geburtstag. Anderntags, schon Mitte Juni, durfte der Missionar mit der Osterkommunion zurückkommen.

Die Glaubens- und Apostolatsschulung des Unterrichtes und der Jugendvereine liessen zusammen mit der heimatlichen Milieuprägung den Laien in christlicher Mündigkeit handeln. Von Einzelausnahmen abgesehen, besteht heute diese Mitarbeit am Volke Gottes nicht mehr.

Der Verantwortliche der Mission lässt seine Mitbrüder überlegen: der junge Mensch, der nie vor erlangter Volljährigkeit auswandern soll, muss bereits ins Laienapostolat eingeübt sein und das Bewusstsein mitbringen: «Ich komme in ein Land, in dem ‚Missionierung zur ersten Christenpflicht gehört'»[7]. Nur diese Gesinnung lässt ihn in der Mission mit ihrem liturgischen, bildenden und geselligen Programm vielleicht mitmachen.

2. Wesentliche Glaubensschulung und -vertiefung

Das christliche Sterben in der Grossstadt ist Geheimnis und Gnade. Es stellt die grosse Frage: Warum begegnet der aus der Heimat Ausgereiste am Ende des Lebens wieder Heimat und Kirche? Wie findet er beim letzten Schritt die Brücke zu Gott?

Ein in Zivilehe lebender Buchbinder, der nach anfänglichem Widerstand mit männlicher Ehrlichkeit die Sterbesakramente empfangen hatte, unterbrach das Dankgebet nach der Kommunion. Er wollte jenes verrichten, das ihn seine Mutter gelehrt hatte und fügte wie zur Rechtfertigung bei: «Ich habe als Ministrant am Altare mitgebetet.»

Neben dem Einfluss von Müttern und Priestern ist das gemeinsame Familiengebet wie ein Licht, das in der Nacht der Gottferne gehütet wird und behütet. Es wurde mit Devotionalien, Kruzifixen, Bildern aus dem Elternhaus mitgenommen und ging umso weniger vergessen, je einfacher und volkstümlicher darin eine Glaubenswahrheit oder Glaubensübung enthalten war.

Eine Greisin, die mit ihrem Freunde die gute St. Gallerpfarrei verlassen hatte und heute nach einem abwechslungsreichen Leben praktiziert, rühmt sich, nie den verkürzten «Engel des Herrn» unterlassen zu haben: «In früher Morgenstund sprech ich mit Herz und Mund, – Und auch zur Mittagszeit sei ihr der Gruss geweiht, – Sowie zum Tagesschluss sei dies mein letzter Gruss» – je ein Ave.

Diese muttersprachlichen, in der Gemeinschaft nicht mehr verrichteten Gebete verlieren nach Jahrzehnten neben dem ursprünglichen Wortlaut auch die starre Schablone und werden zum persönlichen Gespräch mit Gott und den Heiligen.

Die Schlussbitten des «Vater unser» und «Gegrüsst seist du Maria» des 96-jährigen Urner Melkers Theophil lauteten: «Und vergiss mir, was ich schlecht machte! – Wenn ich gestorben bin, hol mich hinauf zu dir!»

Eindeutig ist, in einem vor 50 Jahren immerhin noch ruhigeren Zeitrhythmus blieben dem Glauben nur jene treu, die ihn im kritischen Jugendalter besonders vertieften. Ein Sattler, der aus einer Vorstadt jeden Monat deutsch beichten kam, erwähnte den Gesellenverein. Ein pensionierter Buchhalter, der regelmässig unserer Abendmesse beiwohnte, erzählte von Abbé Joie's Jugendarbeit in Basel. «Diesen Schatz tragen wir freilich in irdenen Gefässen» (2 Kor 4,7). Der Stadtmissionar erlebt die Schwere dieses Pauluswortes und nennt es den Mitbrüdern in der Jugend- und Familienseelsorge. Der Glaube des jungen Auswanderers wird heute in einer Weltstadt von nichts und von niemandem mehr getragen und geborgen. Er muss von daheim als gesicherter Besitz mitgebracht werden.

Ein Vorschlag! Sollte nicht auch neben den neuen Wegen in der Katechese der alte des Auswendiglernens begangen werden? Sollte nicht ein Minimum von festen Glaubenssätzen in steter Wiederholung vertieft, in origineller Gebetsform geübt und mit ins Leben gegeben werden?

Noch ein letztes. Die Worte der Konzilskonstitution «Lumen gentium» dürften nicht unwesentlich auf die Auswanderung vorbereiten: «Zugleich mahnt sie – die Kirchenversammlung – alle Kinder der Kirche, die Verehrung, vor allem die liturgische, der seligen Jungfrau grossmütig zu fördern, die Gebräuche und Übungen der Andacht zu ihr, die im Verlaufe der Jahrhunderte vom Lehramt empfohlen wurden, hochzuschätzen»[8]. *Joseph Schilliger*

Aus dem Leben unserer Bistümer

Tagung der diözesanen Liturgie-Kommissionen

Am 22. Mai 1969 kamen in Zürich die Mitglieder der Liturgie-Kommissionen der deutschsprachigen Schweiz zu einer gemeinsamen Tagung zusammen. In seinen Eröffnungsworten begründete der Organisator und Leiter dieser Konferenz, Kaplan *Paul Schwaller,* Schachen, den Sinn dieser Zusammenkunft. Die Mitglieder der diözesanen Liturgie-Kommissionen sollten sich wieder neu ihrer Aufgabe bewusst werden, die Erneuerung der Liturgie in den einzelnen Diözesen zu fördern. Dabei genügt ein bloss buchstabengetreues Einführen neuer Riten nicht. Die Neuerung muss in erster Linie innerlich mitvollzogen werden.

Diesem Ziele sollte das Tagungs-Thema dienen. In zwei grundlegenden Referaten sprach Prälat Dr. *Theodor Schnitzler* von Köln über die drei neuen eucharistischen Hochgebete. Der durch seine Schriften bekannte Referent stellte in einem ersten Vortrag den Konnex her zwischen den Hochgebeten und der heutigen Zeit. Gerade jetzt, wo die Messreform wieder im Vordergrund steht, darf man nicht vergessen, dass der grösste Einschnitt in die Messe die Einführung der neuen Hochgebete war. Deshalb ist es sehr zu bedauern, dass dieser Höhepunkt der Liturgiereform in Predigt, Katechese und Erwachsenenbildung so wenig ausgewertet wurde. Möchte doch jeder Zuhörer – und jeder Leser dieses Berichtes – sich immer vom Satz Schnitzlers leiten lassen: «Wenn die eucharistischen Hochgebete nicht Sache des Volkes werden, dann haben wir versagt.»

Der Referent machte deutlich, wie gerade in der Gebetsnot und Glaubenssituation der heutigen Zeit die Hochgebete eine Bedeutung haben. Das Leben der Christen muss auf den schon in der Apostelgeschichte (2,42) genannten vier Pfeilern ruhen: Glauben – Bruderliebe – Frömmigkeit – Eucharistiefeier.

[7] «Eglise de Paris», 7. 3. 1969: Weihbischof und Generalvikar B. Frossard.

[8] II. Vatikanisches Konzil, Dogmat. Konstitution über die Kirche, 7. Kap. Art. 67.

Wenn einer dieser Pfeiler gefährdet ist, kann auch die liturgische Erneuerung nichts erreichen.

Das zweite Referat behandelte Fragen der Praxis. Wie soll das Hochgebet vollzogen werden? Wie muss die Verkündigung über die Hochgebete aussehen? Wir können hier auf diese wertvollen Ausführungen nicht eingehen, möchten aber die beiden Schriften Th. Schnitzlers sehr zum Studium empfehlen: Der römische Messkanon in Betrachtung, Verkündigung und Gebet (Herder 1968). Die drei neuen eucharistischen Hochgebete und die neuen Präfationen in Verkündigung und Betrachtung (Herder 1968).

Nach diesen beiden Referaten, die von lebhaften Aussprachen gefolgt waren, wurde die Zusammenarbeit zwischen den einzelnen diözesanen Liturgie-Kommissionen besprochen. In einem kleinen Land scheint ein fünffacher Sologang wenig sinnvoll. Es schälte sich die Ansicht heraus, dass die Aufgabe der Kommissionen sich nicht in der Ausarbeitung äusserer Riten erschöpfen darf. Die Neuerungen müssen auch sinnvoll eingeführt werden, wenn sie Frucht bringen sollen. Deshalb muss jedes Kommissionsmitglied selber vom Geist einer Reform durchdrungen sein. Bei dieser Diskussion wurde das Unbehagen spürbar über die wenig befriedigende Art, wie liturgische Reformen angekündigt werden (z. B. neue Hochgebete, Karwoche, Ordo Missae usw.). Man war sich einig, dass die liturgischen Kommissionen frühzeitig über Reformen orientiert werden müssten. Als Beispiel, wie es sein könnte, wurden die Weiterbildungskurse über die Taufe im Bistum Basel erwähnt. In diesem Gespräch wurde auch der dringende Wunsch vorgebracht, die Kommunionausteilung durch Laien sollte bald ermöglicht werden, ebenso die Schaffung eigener Kindermessen.

Die Bedeutung solcher Zusammenkünfte der diözesanen Kommissionen von Basel, Chur, Sitten und St. Gallen wurde voll gewürdigt, was zu weiteren gemeinsamen Tagungen ermutigt. *Walter von Arx*

Erinnerungen an Kardinal Josef Beran

Am 19. Mai 1969 verschied in Rom Kardinal Josef Beran. Mit ihm ist einer der bekanntesten Bekennerbischöfe der Schweigenden Kirche ins Grab gestiegen. Während 23 Jahren war Beran Erzbischof von Prag und als solcher Primas von Böhmen gewesen. Sein Leben und Wirken erinnert an die grossen Bischofsgestalten aus der Frühzeit der Kirche. Von den 23 Jahren seines bischöflichen Wirkens konnte er nicht einmal drei Jahre in Freiheit seinem Prager Sprengel widmen. 14 Jahre verbrachte er in der Haft und der Internierung an verschiedenen Orten seines Landes. Erst seit seiner Übersiedlung nach Rom im Februar 1965 konnte Kardinal Beran wieder eine bescheidene seelsorgliche Tätigkeit ausüben. Anlässlich seiner Reise in die Schweiz im September 1966 haben wir die Persönlichkeit und das Wirken des Bekennerbischofs in diesem Organ ausführlich gewürdigt (SKZ 134, 1966, 499–501). Im folgenden Beitrag berichtet unser Mitarbeiter, Dr. Franz Glaser, über seine persönlichen Erinnerungen an den heimgegangenen Kardinal, mit dem er persönlich befreundet gewesen war.
J. B. V.

I.

Im August 1946 lernte ich ihn kennen: im Gebäude der Caritas nahe dem alten Landtag des Königreichs Böhmen auf der Prager Kleinseite unterhalb des Hradschins. Dort stellte ich mich, gerade auf dem Sprunge, meine Stellung als Presseattaché an der tschechoslowakischen Gesandschaft in Bern aus äusseren und inneren Gründen aufzugeben, einer Kommission der Erzdiözesanen Pastorationszentrale vor: diese war von Dr. Josef Beran, Rektor des Erzbischöflichen Priesterseminars in Prag-Dejwitz, nach seiner Befreiung aus dem Konzentrationslager Dachau nach Kriegsschluss gegründet worden, um die geistliche Renaissance in der Erzdiözese Prag nach den entsetzlichen Jahren der demoralisierenden Nazibesetzung, des Kriegs und schliesslich der Massenvertreibung der deutschsprachigen Minderheit einzuleiten und zu fördern. Im Rahmen dieser Erzdiözesanen Pastorationszentrale waren für die Caritas bedeutende Aufgaben vorgesehen: mit meinem Wohnsitz in der Schweiz sollte ich unter dem Titel eines ständigen Delegierten der Prager Caritas, deren Zuständigkeit sich auf Böhmen-Schlesien bezog, bei der Caritas Internationalis, die damals ihren Sitz in Luzern hatte, und bei anderen katholischen Institutionen als Verbindungsmann tätig sein, um den tschechischen Katholizismus aus seiner Isolierung zu befreien, Hilfsaktionen für die Leidenden und Kranken usw. in die Wege zu leiten. Den Vorsitz der Kommission führte der Generalvikar der durch den Tod Kardinal Kaspars im Jahre 1942 verwaisten Prager Erzdiözese Dr. Theophil Opatrny, von dem mir 1939, nachdem ich Prag auf der Flucht vor der Hitler-Besetzung verlassen hatte, das wertvolle Zeugnis nach Holland nachgesandt worden war: «Ordinariatus Pragensis testatur Dnum Doctorem Philosophiae Franciscum Glaser, redactorem ephemeridum, uti bonum virum catholicum se gessisse et secundum principia actionis catholicae in favorem rei catholicae adlaborasse.» Ausser Mgr. Opatrny kannte mich noch Caritas-Direktor Oliva, aber nur flüchtig – und Dr. Beran hatte ich nie zuvor gesehen. Die erste Begegnung mit diesem Mann von kleiner Gestalt, der in der ruhigen Art seines sprachlichen Ausdrucks die starke Ausstrahlung eines echten Gottesmannes verspüren liess, gehörte zu den grossen Augenblicken meines Lebens: unsere Unterredung war, weit über das rein Sachliche hinaus, die Grundlage einer echten Freundschaft, eines gleichen Verstehens der christlichen Aufgabe, wie sie dieser Mann während seiner Konzentrationslagerzeit ebenso durch das Zelebrieren heimlicher Messen und das Verteilen der Kommunion in der Sphäre des göttlichen Mysteriums wie im Verteilen seines letzten Stückchens Brot an hungernde Mithäftlinge in diesseitiger Praxis ausgeübt hatte. Zwei Monate darauf war ich wieder in Prag, um mich ein paar Wochen lang mit dem Betrieb und den Bedürfnissen der tschechischen Caritas für meine kommende Tätigkeit vertraut zu machen. Bei diesem Anlass gab es abermals ein gutes und wertvolles Gespräch mit Dr. Beran. Wir erzählten einander aus unserem Leben. Er war als Lehrerssohn am 29. Dezember 1888 in Pilsen – der Stadt des berühmten Bieres und der nicht minder bekannten «Skoda-Werke» – geboren worden, in jener heute schon sagenhaft anmutenden Zeit, «als Böhmen noch bei Österreich war», als die verschiedenen Völker in dieser Donaumonarchie trotz aller Querelen durch eine übergeordnete Einheit zusammengehalten waren, die bei besserer Einsicht niemals zerstört, vielmehr zu einem kleinen föderalistischen Europa ausgebaut werden sollen. Dr. Beran war durchaus dieser Meinung: er beklagte, als nationaler Tscheche, auch die Massenaustreibung der deutschsprachigen Minderheit aus der Tschechoslowakei – eines Aktes wider göttliches Gesetz, da man Schuldige wie Unschuldige nur aufgrund der Muttersprache in einen Topf warf, und wider irdische Vernunft, da das deutsche Volk auch weiterhin westlicher Nachbar des tschechischen blieb, was eine Verständigung zur logischen Notwendigkeit machte. Er erzählte von seiner Kindheit in Pilsen, der einstmals «frommen» Stadt, die ein tschechisches Schlagwort als «cerná a verna» / Schwarz und treu / bezeichnete: wie er nach der Gymnasialmatura nach Rom kam, um dort Theologie zu studieren – während dieses Studiums ist er übrigens Dominikaner-Tertiar geworden, Bruder Thomas, was er mit feinem Lächeln als Vorbestimmung seiner Freundschaft zu mir, dem Dominikaner-Tertiar Bruder Aquinas, hinstellte. Er berichtete von seiner Priesterweihe in Rom – sie fand am 10. Juni 1911 statt; von seiner anschliessenden Arbeit in einigen Pfarreien der Prager Erzdiözese. Aufgrund seiner besonderen pädagogischen Fähigkeiten, die bald allgemein bekannt waren, wurde er schliesslich Direktor der katholischen Lehrerinnenbildungsanstalt zu St. Anna in Prag, wo er viele Jahre wirkte und mit seiner christusbegeisterten Persönlichkeit zahllose künftige katholische Lehrerinnen für ihren wichtigen Beruf zu begeistern verstand. In dieser Zeit studierte er weiter und habilitierte sich 1929 als Dozent der Pastoraltheologie an der theologischen Fakultät der Prager Karls-Universität, später als Professor – bis die Universität im November 1939 von der hitlerischen Besetzungsmacht geschlossen wurde. Dann ernannte ihn der damalige Fürsterzbischof von Prag, Kardinal Karl Kaspar zum Rektor des erzbischöflichen Priesterseminars. Weil er eine Messe für von den Nazis verschleppte tschechoslowakische Offiziere gelesen hatte, wurde er von der Gestapo verhaftet: er kam zunächst ins Prager Gefängnis Pankrac, dann auf die «kleine Festung» Theresienstadt und schliesslich nach Dachau, wo damals schon eine ganze Menge Tschechen – hauptsächlich Kommunisten – in einem Block hausten. Aus dieser Zeit datierte, so erfuhr ich damals, seine «Leidenskameradschaft» mit vielen tschechischen Kommunisten: in jenen Jahren hatte man einander gelobt, den inneren Kampf aufzugeben, wenn man's überlebe – und alle Probleme der verschiedenen und einander entgegengesetzten Weltanschauungen in friedlichem Miteinander tolerant und unter Rücksicht auf die Rechte des andern zu lösen. So waren Dr. Beran und Antonín Zapotocky, ein alter Kommunistenführer (und im Jahre 1946, zur Zeit dieses Gesprächs, Vorsitzender der «Revolutionären Gewerkschaftsbewegung» der Tschechoslowakei), im Lager Dachau Duzfreunde geworden: diese Duzfreundschaft hat sich für den späteren Prager Erzbischof Dr. Beran nach der kommunistischen Machtergreifung, als Zapotocky erst Ministerpräsident und nach Gottwalds

Tode 1953 Staatspräsident geworden war, in keiner Weise positiv ausgewirkt, eher zum Gegenteil.

II.

Am 1. Oktober 1946 nahm ich meine Schweizer Tätigkeit für die Prager Caritas auf – und fünf Wochen darauf wurde Dr. Beran durch eine Bulle Papst Pius XII vom 4. November 1946 zum Oberhirten der Prager Erzdiözese ernannt. Seine Weihe in der Prager St. Veitskathedrale erfolgte am 8. Dezember 1946: Staatspräsident Benesch und Regierungschef Gottwald, der Kommunist, wohnten dem feierlichen Akt mit dem gesamten Kabinett bei. Kurz darauf erhielt ich ein Schreiben von meinem hohen Freunde: seine erste Reise zum Heiligen Vater nach Rom werde er über Zürich machen, da die Verbindung über den Brenner noch nicht wiederhergestellt war – ich sollte ihm und seinem Sekretär Mgr. Jan Boukal, der ihn begleiten werde, ein bescheidenes Quartier in einem klösterlichen Institut in Zürich besorgen, da er ungern in einem Hotel wohnen würde, und allenfalls ein oder das andere Gespräch mit Schweizer katholischen Journalisten vermitteln, die sich für die – von allem Anfang an komplizierte – Lage der katholischen Kirche in der Tschechoslowakei interessierten. Und so sah ich Dr. Beran als Erzbischof erstmals in einer Februarnacht 1947 auf dem Bahnhof Zürich-Enge wieder, wo sein Zug mit grosser Verspätung anrollte: per Taxi ging es mit ihm und Mgr. Boukal ins Theresianum, wo die Ingenbohler Schwestern sehr gastfreundlich ein Appartement für den Erzbischof freigemacht hatten. Am nächsten Tag empfing er dort Dr. Karl Stark vom Apologetischen Institut und Dr. Carl Doka zu informativen Unterredungen, denen ich beiwohnen durfte. Er schilderte die Zustände ungeschminkt, aber von einem Optimismus erfüllt, der sich schon in naher Zukunft als unberechtigt erweisen sollte: er rechnete jedenfalls damit, dass die Kommunisten, die damals wohl schon als stärkste Partei den Ministerpräsidenten stellten, aber die diktatorische Alleinmacht noch nicht in Händen hatten, der Kirche zumindest soviel Spielraum lassen würden wie in Polen, wobei er sich anderseits bewusst war, dass die Kirche in der Tschechoslowakei, namentlich in den böhmischen Ländern, keineswegs die gleiche Widerstandskraft besass wie die polnische. Unsere nächste Begegnung fand im Spätsommer des gleichen Jahres 1947 statt, den ich wieder von der Schweiz aus zu Besuch in der Tschechoslowakei verbrachte. Das allgemeine Gefühl, sich als freier demokratischer Staat entwickeln zu können, hatte in diesem Zeitpunkt in der Tschechoslowakei erheblich abgenommen: man hatte den Beitritt zum Marshall-Plan, der das Land von den wirtschaftlichen Folgen der Kriegsjahre befreit und in glückliche Verbindung mit der neuaufsteigenden freien Wirtschaft der westlichen Welt gebracht hätte, über direkten Befehl Moskaus absagen müssen – und auch auf kirchlichem Gebiet merkte man die ersten Vorboten einer von den Kommunisten geplanten Isolierung, welche die Kirche aus dem Volksganzen heraus in ein rein kultisches Ghetto führen sollte. Erzbischof Beran hatte zur Feier des 950. Todesjahres des hl. Adalbert, Bischofs von Prag, der als «Apostel der Preussen» den Märtyrertod gestorben und in der Prager St. Veitskathedrale bestattet ist, eine Pilgerfahrt mit dessen Reliquie durchs Land vorgesehen, die mit einer grossen Prozession in Prag selbst beschlossen werden sollte: die Pilgerfahrt und die Prozession fanden unter dem Jubel der gläubigen Bevölkerung, die sich bei diesem Anlass der alten christlichen Tradition bewusst wurde, statt, doch versagte im letzten Augenblick das Militär, das im Ehrenkondukt mitmarschieren sollte (der gegenwärtige tschechoslowakische Staatspräsident Ludvik Svoboda war damals Verteidigungsminister) über kommunistisch-atheistischen Druck seine Teilnahme.

III.

Dann überstürzten sich die Ereignisse. Im Februar 1948 fingierten die Kommunisten eine «konterrevolutionäre Gefahr»: sie stellten gegen diese eine neue Regierung auf, die von ihnen selbst und von einigen Quislingen aus den anderen Parteien zusammengesetzt war, Staatspräsident Benesch unterschrieb nach mehrtägigem Widerstand diese Liste und Aussenminister Jan Masaryk, der aus Treue zu Benesch in dieser Regierung verblieben war, starb 10 Tage darauf mysteriös durch Fenstersturz. Die Prager Caritas wurde kommunistisch gleichgeschaltet und für «andere Aufgaben» bestimmt: mir als ihrem Auslandsdelegierten wurde blitzschnell eine Kündigung übersandt. Von Erzbischof Beran hörte ich Monate lang nichts: den Berichten aus der Tschechoslowakei konnte man entnehmen, dass die kommunistische Regierung nunmehr mit einer Kommission der Bischöfe über die Neuregelung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat verhandle. Ich war sehr glücklich, als mich im Herbst 1948 eine Nachricht von Erzbischof Beran in Bern erreichte, mich mit ihm bei seinem Rom-Besuch im Oktober, bei welcher Gelegenheit er der Grundsteinlegung zu einem neuen Mutterhaus der tschechischen Franziskanerinnen-Schulschwestern beiwohnen wollte, zu treffen. Bei unserem Wiedersehen beherrschten drei Themen das ernste Gespräch, in dem die grosse geistliche Erfülltheit Erzbischof Berans über aller diesseitiger Besorgt- und Bekümmertheit stand. Da wurde zunächst vom Tedeum gesprochen, das Erzbischof Beran im Juni 1948, als Benesch zurückgetreten und der Kommunist Klement Gottwald Staatspräsident geworden war, für den neuen Präsidenten gefeiert hatte: es war in der Weltpresse da und dort als «Kapitulation» des Erzbischofs vor den Kommunisten aufgenommen worden. «Darf ein katholischer Priester ein Tedeum verweigern, wenn es gewünscht wird?» fragte der Erzbischof damals rhetorisch. Gottwald und Frau wünschten es sich ausdrücklich, gewiss, um die Katholiken über den Charakter des kommunistischen Atheismus zu täuschen: das wusste Erzbischof Beran wohl, aber die geistliche Pflicht ging ihm über alles und er betonte, dass es nicht Sache der Kirche sei, ihrerseits die Brücken abzubrechen, solange nicht alle Möglichkeiten friedlicher Einigung erschöpft wären. Dann erzählte er von den letzten Stunden Beneschs. Dieser Mitbegründer der Tschechoslowakei, ihr Aussenminister bis 1935 und hernach ihr Präsident bis zu seiner Abdankung im Juni 1948, war am 3. September jenes Jahres gestorben: Eduard Benesch war wohl niemals wie sein Vorgänger Thomas G. Masaryk formell aus der katholischen Kirche ausgetreten; er hatte aber bis 1935 der Freimaurerei angehört und aus seiner agnostischen Überzeugung nie ein Hehl gemacht. Nun war am 3. September Erzbischof Beran durch Beneschs Gattin Hanna ans Lager des todkranken Ex-Präsidenten gerufen worden: und der Erzbischof erlebte die grosse Freude, Benesch noch vor seinem Hinscheiden seinen Irrtum bei vollem Bewusstsein bereuen zu sehen und ihm die Sterbesakramente spenden zu dürfen. Für die Kirche in der Tschechoslowakei sah der Erzbischof schlimme Zeiten des Leidens und der Unterdrückung heraufziehen: doch unterstrich er seine und seines treuen Klerus innere Bereitschaft, das Kreuz auf sich zu nehmen. Er glaubte unerschütterlich daran, dass unter dem Druck von aussen bei gleichzeitigem Abfall mancher «Auch-Katholiken» die Substanz christlicher Besinnung im tschechischen Volke reifen und erstarken würde: «Portae inferi non praevalebunt...» Und damit sollte er durchaus Recht behalten.

IV.

Im Jahre 1949 sprach Erzbischof Beran in den «Verhandlungen» mit der kommunistischen Regierung, als diese eine von ihr gegängelte falsche «Katholische Aktion» mit einer gegen die rechtmässigen Bischöfe gerichteten Tendenz startete, sein «Non possumus». Am 19. Juni erklärte Erzbischof Beran bei der Fronleichnamsfeier auf dem Platz vor der St. Veits-Kathedrale, die Zeitung der sog. «Katholischen Aktion», die an der Kirchentüre zum Verkauf angeboten werde, sei nicht katholisch. Erzbischof Beran wurde von diesem Tag an in seinem Palais, in dem schon früher kommunistische Gestapo einige Räume besetzt gehalten hatte, interniert und konnte mit der Öffentlichkeit nicht mehr in Verbindung treten. Im März 1951 erfolgte die offizielle Mitteilung, Beran befände sich wegen seiner «staatsfeindlichen Haltung» in einem Zwangsaufenthalt ausserhalb seiner Erzdiözese. Er wurde in verschiedenen alten Schlössern des Landes festgehalten, ohne dass je ein Prozess gegen ihn stattfand: und dies ein Dutzend Jahre lang, in denen der von seiner Herde abgeschnittene Hirt in intensiver Beschaulichkeit und in konsequenter wissenschaftlicher Arbeit an einer Geschichte der Kirche in Böhmen einen anderen Sinn des Wahlspruches seines Bischofswappens «Eucharistia et Labor» erlebte, als er sich ihn bei dessen Wahl vorgestellt hatte. Am 4. Oktober 1963 wurde ihm von der Regierung mitgeteilt, dass er «frei» sei, jedoch sein Amt nicht wieder ausüben dürfe. Zu seinem Wohnsitz wurde Mukarov, ein altes Schlösschen in der Nähe von Prag, bestimmt. Hier durfte er Besuche empfangen – und die Prager kamen in grosser Zahl. Einer Einladung Papst Johannes XXIII., zum Konzil zu kommen, durfte er nicht folgen. Bald wurde der Regierung auch wieder vor ihrem eigenen Mute bang: die Wallfahrten nach Mukarov wurden zu zahlreich – und Erzbischof Beran wurde in ein von Schwestern betreutes Caritasheim nach Radvanov in Südböhmen versetzt, wohin man nur auf komplizierten Wegen gelangen konnte: und zu einem Besuch musste man eine besondere Erlaubnis des Innenministeriums haben, die fast nie erteilt wurde, so dass der de facto-Zustand einer Internierung von neuem hergestellt war. Immerhin: Erzbischof Beran durfte das Telephon im Postamt gegenüber seiner Wohnung benützen, durfte telephonieren und angerufen werden. Anfang 1965 gelang es meinem Freunde, dem Journalisten Dr. Wolfgang Bretholz, auf einer Reise durch die Tschechoslowakei Erzbischof Beran meine Grüsse zu überbringen: dieser wurde gerade in diesem Augenblick ans Telephon gerufen. «Wien» war am Apparat und meldete ihm, dass die Verhandlungen, die Mgr. Casaroli vom vatikanischen Staatssekretariat mit der Prager Regierung führte, einem positiven Ende entgegen gingen. Wenige Tage darauf berichtete die Weltpresse, dass Erzbischof Beran an der Seite Mgr. Casarolis in einem Flugzeug die Tschechoslowakei verlassen habe, um nach Rom zu reisen, wo er im Konsistorium vom 19. Februar 1965 zum Kardinal kreiert wurde.

V.

Kardinal Beran nahm in Rom Wohnsitz im Collegium Nepomucenum der tschechischen Theologiestudenten: ich hatte das Glück,

Amtlicher Teil

Bistum Basel

Zum Kirchenopfer für das Kollegium St. Charles in Pruntrut

Am kommenden Sonntag, dem 15. Juni 1969, wird in allen Gottesdiensten ein Opfer zugunsten des Kollegiums St. Charles in Pruntrut aufgenommen. Diese katholische Bildungsanstalt in der einstigen Residenz der Bischöfe von Basel übt eine grosse Ausstrahlungskraft auf die engere und weitere Heimat aus. Zwei Drittel des jurassischen Klerus und ein Drittel der andern Intellektuellen sind durch diese Schule gegangen. Viele Deutschschweizer haben hier ihre Bildung geholt. Das Kollegium St. Charles zählt gegenwärtig in 13 Klassen insgesamt 340 Schüler. Diese verteilen sich auf die 5. und 6. Primarklasse, die drei Jahreskurse der französischen Handelsschule, den Cours spécial der Deutschschweizer und die sieben Klassen des Gymnasiums. Die Leitung des Institutes liegt in den Händen der Chanoines von St. Maurice, die auch zwei Fünftel des Lehrkörpers stellen. Die Diözese schuldet ihnen für ihren vorbildlichen und selbstlosen Einsatz aufrichtigen Dank.

Leider bilden die prekären Verhältnisse für Wohnraum, Freizeitgestaltung und Sport für Lehrer und Schüler eine täglich neue Sorge. Die Schulgelder allein vermögen für die steigenden Bedürfnisse nicht aufzukommen. Der Diözesanbischof Dr. Anton Hänggi bittet daher alle Seelsorger, das Kirchenopfer vom kommenden Sonntag als einen Dienst an der christlichen Bildung und als ein Werk der Bruderliebe für den welschen Teil der Diözese dem Wohlwollen der Gläubigen zu empfehlen.

Bischöfliche Kanzlei

Priesterjubilare im Bistum Basel

Diamantenes Priesterjubiläum

Mgr. Dr. Karl Gschwind, Resignat, Basel.

Goldenes Priesterjubiläum

Mgr. Prof. Dr. Franz Xaver von Hornstein, Basel; P. Walter Mugglin, Exerzitienhaus Schönbrunn, Edlibach; Mgr. Dr. Jakob Schenker, Domherr, Solothurn; Josef Weingartner, Pfarrhelfer-Resignat, Zug.

Silbernes Priesterjubiläum

Josef Baumann, Pfarrer, Röschenz; René Berbier, Professor am Collège St-Charles, Pruntrut; Eduardo Borgialli, Italienerseelsorger, Brugg; Dr. Wilhelm Brotschi, Pfarrer, Brislach; Walter Bürgisser, Pfarrer, Wohlenschwil; Michelangelo Carignano, Italienerseelsorger, Baden; Paul Engeler, Missionär, Silvia (Cauca-Kolumbien); P. Giuseppe Fabbian, Italienermissionär, Basel; Albin Flury, Pfarrer an der Bruder-Klaus-Kirche, Bern; Johann Frank, Pfarrer, Bärschwil; Justin Froidevaux, Pfarrer, Saint-Imier; Dr. Jakob Gnant, Pfarrer, Rohrdorf; Oskar Hilfiker, Pfarrer, Oberwil (ZG); August Isenmann, Pfarrer, Schwanderloch; Karl Kaiser, Pfarrer, Müllheim; Hans Langenegger, Kaplan, Cham; Karl Mattmann, Pfarrer, Pratteln; Franz Peter, Pfarrer, Reussbühl; Georg Peyer, Pfarrektor, Langendorf; Josef Rüttimann, Direktor des Kinderdörfli, Rathausen; Alfred Schai, Professor am Kollegium St. Michael, Zug; Georg Schmid, Pfarrer, Bettlach; Walter Spuhler, Pfarrer, Frick; Anton Striby, Pfarrer, Zwingen; Max Vaterlaus, Verwalter der «Providentia», Luzern; Dr. Leonz Waltenspühl, Pfarrhelfer, Baden; Arthur Weber, Pfarrer, Grossdietwil; Emil Weber, Kaplan, Bischofszell; Max Wiss, Pfarrer, Matzendorf.

Im Herrn verschieden

† Dr. phil. et iur. Sebastian Gammel, Resignat, Zug

Sebastian Gammel wurde am 18. Januar 1875 in Tann (bei Landshut, Niederbayern) geboren und am 28. Oktober 1901 in Rom zum Priester geweiht. Seine hauptsächlichsten Aufgabenkreise im Bistum Basel waren das Amt des Kaplans in Finstersee (1912–20), des Pfarrers von Winznau (1920–35) und des Kuratkaplans in Morgarten (1935–46). Seit 1948 lebte er als Resignat im Priesterheim Frauenstein in Zug. Er starb am 6. Juni 1969 und wurde am 11. Juni 1969 in Tann beerdigt.

Bistum Chur

Errichtung des Pfarr-Rektorates Bruderklaus in Altdorf

Mit Datum vom 14. Mai 1969 wurde der Seelsorgebezirk der neuen Bruderklausenkirche von Altdorf zum Pfarr-Rektorat erhoben. Zum ersten Pfarr-Rektor wurde der bisherige Pfarrhelfer von Altdorf, *Hans Arnold* ernannt.

Errichtung der Pfarr-Rektorate Erlöserkirche und Heiligkreuzkirche in Chur

Mit Datum vom 1. Juni 1969 wurden das Gebiet der neuen Heilig-Kreuzkirche in Chur-Masans sowie das Pfarrvikariat der Erlöserkirche von Chur zu Pfarr-Rektoraten erhoben. Erster Pfarr-Rektor an der Heiligkreuzkirche wurde *Alfred Vieli,* an der Erlöserkirche Dr. *Fidel Caviezel.*

Bistum St. Gallen

Pfarrexamen

Das nächste Pfarrexamen findet im November statt. Die geltenden Bestimmungen sind in der Schweizerischen Kirchenzeitung, 1968, Nr. 8, S. 112 veröffentlicht worden. Anmeldungen sind bis spätestens 15. Juli an die bischöfliche Kanzlei zu richten. Später eingehende Anmeldungen können für dieses Jahr nicht berücksichtigt werden. Die angemeldeten Kandidaten werden durch ein Merkblatt über den Stoff noch genauer orientiert.

Eigenmessen

Die Formulare für die diözesanen Eigenfeste zum Einlegen in das Altarmissale in lateinisch-deutscher Fassung können bei der bischöflichen Kanzlei bezogen werden.

Wahlen

Der Kirchenverwaltungsrat von Rorschach wählte an die vakante Kaplaneipfründe Herrn *Eugen Boppart.*

---

unsere echte Freundschaft wieder in schriftlichem Verkehr aufleben zu sehen – und ihn im September 1966, als er im Rahmen seiner häufigen Auslandreisen zu den verschiedenen tschechischen Landsmannschaften und Vereinen allüberall als Gast der Schweizer Bischöfe auch Helvetiens Gaue begrüsste, bei einer Feier in Zürich die Hände zu drücken und seine brüderliche Umarmung entgegenzunehmen. An diesem Tage pries ihn als Sprecher der tschechischen Vereine in der Schweiz der evangelische Prediger Premysl Pitter: er redete ihn als «Bruder Kardinal» an, Beweis für die Ausstrahlung, die Kardinal Beran auch im protestantischen Lager hatte, wie er ebenso konsequent seine heimatvertriebenen deutschsprachigen Diözesanen von einst in Deutschland aufsuchte oder in Rom in seiner Residenz empfing. Bei seiner Schweizer Reise hatte er mir ursprünglich das päpstliche Dekret meiner Ernennung zum

Mitteilung

Recollectio in Olten

Die *Recollectio* vom 16. Juni 1969 findet im Pfarrsaal St. Marien, Olten (nicht St. Martin) um 10.15 Uhr statt.
Der Dekan des Kapitels Niederamt:
Johann Fischer

Komtur des Ritterordens des hl. Gregor des Grossen im Rahmen eines besonderen Festaktes in Bern übergeben wollen: infolge einer Programmänderung berührte er aber Bern nicht und das Dekret wurde mir dann auf dem Wege über den Bischof von Basel zugestellt.
Bei seiner letzten Deutschlandreise im Sommer 1968 wurde Kardinal Beran krank und musste sich einer Operation unterziehen: er überstand die Operation und konnte nach einer Erholungszeit nach Rom zurückkehren, doch wusste man, dass nun der Krebs an seinem Körper zehrte. Als Todkranker, aber mutig und ewigkeitsbewusst, beging er seinen 80. Geburtstag: nach der Selbstverbrennung des Studenten Jan Palach in Prag sprach er noch im Radio zu seinen Landsleuten in der Heimat Worte wider die kleinmenschliche Verzweiflung – er wollte diese Worte als sein geistliches Vermächtnis angesehen wissen. Zum 7. März 1969 wechselten wir zum letzten Male dominikanische Ordensfestgrüsse in St. Thomas von Aquin: seine Schrift war schon schwer lesbar geworden, er schrieb unter Schmerzen und mit gewaltiger Anstrengung. Und so nahte der letzte 17. Mai, der das Ende des Erdenwallens dieses grossen Kirchenfürsten bringen sollte. Mit Mühe schleppte sich Kardinal Beran auch an diesem Morgen schon um 5 Uhr in die Kapelle des Nepomucenum, um vor dem Tabernakel die Betrachtung zu halten. Um 8.45 Uhr zelebrierte er zusammen mit einigen Priestern: er war sehr erschöpft, als er vom Altar schritt, sein Zustand verschlechterte sich zusehends. Um 10 Uhr erteilte ihm der Rektor des Nepomucenums die Krankenölung und Kardinal Beran nahm von allen Anwesenden Abschied. Er nahm noch die Nachricht auf, dass der Heilige Vater ihm einen Besuch machen wolle: im Augenblick, da das Auto mit Papst Paul VI. den Vatikan verliess, hauchte Kardinal Beran seine Seele aus. Als der Papst im Nepomucenum eintraf, kniete er am Totenbett Kardinal Berans nieder, sprach ein Gebet, küsste ihn auf die Stirn und sagte dann zu den umstehenden Seminaristen: «Er war ein grosser Priester Christi – er sei euch ein Beispiel.»
Franz Glaser

Neue Bücher

Falk-Ronne, Arne: Wo Paulus ging. Eine Reise auf den Spuren des Apostels. Deutsch von *Friedrich Waschnitius.* Graz und Stuttgart, Leopold Stocker-Verlag, 1968, 363 Seiten.
Der Verfasser ist ein bekannter dänischer Reisejournalist. In mühsamen Forschungsreisen ist er dem Weg und den Spuren des Völkerapostels Paulus durch die Länder des Nahen Orients nachgegangen. Das Buch ist vor dem Sechstagekrieg von 1967 geschrieben worden. Das brachte es mit sich, dass der Verfasser immer wieder zwischen Israel und dem damaligen jordanischen Teil Palästinas hin und her pendeln musste. Das Werk ist in einem fesselnden Stil geschrieben: Stellenweise liest es sich wie ein Roman. Wer sich in den Ländern des Nahen Orients etwas auskennt, folgt dem Verfasser mit doppeltem Interesse auf seiner Reise. In geschickter Weise vermischt Falk-Ronne seine Reiseerlebnisse mit kulturhistorischen Schilderungen aus der Zeit der Antike. Als Beleg für das Leben des Apostels wird öfters die Apostelgeschichte im Wortlaut angeführt. Schade, dass nicht auch der genaue Fundort der Apostelgeschichte angegeben wird. Der Verfasser scheint die Jungfrauengeburt des Herrn als historische Tatsache zu bezweifeln (S. 44), ebenso spricht er von vier Brüdern und mehreren Schwestern des Herrn. Diese Unrichtigkeiten wird der Leser selber berichtigen. Das Buch schliesst mit einer eindrucksvollen Schilderung aller Stätten Roms, die mit dem Namen des Völkerapostels verbunden sind. Dem Werk sind mehrere originelle farbige Photos beigegeben. Das mit viel Liebe geschriebene Buch zeigt, wie die Gestalt und die Persönlichkeit des Völkerapostels noch heute imstande ist, einen modernen Reiseschriftsteller zu fesseln.
Johann Baptist Villiger

Van Look Maria: Franz Anton Mesmer – Reinhold Schneider. Mit einem bisher ungedruckten Essay von *Reinhold Schneider.* Freiburg i. Br., Eckhard Becksmann Verlag, 1969. 127 Seiten.
Aus der Familie der Mutter Reinhold Schneiders – der Mesmer aus dem Bodenseegebiet – stammte der berühmte Arzt und Naturphilosoph Franz Anton Mesmer (1734–1815), eine originär-schöpferische und umstrittene Persönlichkeit seiner Zeit und der Medizingeschichte. Mesmer entdeckte die mannigfachen Einflüsse der Gestirne auf den Menschen und sein gesundheitliches Befinden sowie die Wechselwirkung zwischen leblosen Körpern und Lebewesen, den sogenannten animalischen oder tierischen Magnetismus. Krankheit bedeutet nach Mesmer eine Stokkung in dieser fluktuierenden Wechselwirkung, eine Störung der Harmonie des Menschen im All. Die Heilung hat darauf Rücksicht zu nehmen. In Wien und Paris und wo immer er war hat der berühmte Arzt aufsehenerregende Heilungen bewirkt, sich aber auch Feinde zugezogen. Aller Verkennung zum Trotz blieb seine Nachwirkung auf die Heilkunde und vor allem auf die Psychotherapie nachhaltig und gross. – Maria van Look, die bereits ein Buch über Reinhold Schneider verfasste, geht in dieser Schrift Schritt für Schritt dem Leben und Wirken Mesmers und den Verbindungen Reinhold Schneiders zu seinem genialen Ahnherrn nach. Manche Züge aus Leben und Persönlichkeit des Dichters, so seine Naturnähe und Tierliebe, treten damit in ein neues Licht. Den krönenden Abschluss des Buches bildet das bisher unveröffentlichte wertvolle Essay Schneiders über den berühmten Arzt.
Bruno Scherer

Eingegangene Bücher

(Einzelbesprechung bleibt vorbehalten)

Bengsch, Alfred / Schmaus, Michael / Gössmann, Elisabeth: Haben wir noch Grundsätze? Theologische Fragen heute, herausgegeben von Michael Schmaus und Elisabeth Gössmann, Band 12. München, Verlag Max Hueber, 1968, 96 Seiten.

Wege zum inneren Gebet. Texte von Teresa von Avila. Ausgewählt und übertragen von *Irene Behn.* Sammlung Licht vom Licht. 3. Folge Band 5, herausgegeben von Franz X. von Hornstein und Heinrich Suso Braun. Einsiedeln, Benziger-Verlag, 1968, 176 Seiten.

Kägi, Werner / Ziegler, Albert / Pfister, Rudolf / Dürrenmatt, Peter: Jesuiten, Protestanten, Demokratie. Vier Vorträge herausgegeben von Werner Schatz. Polis 30 Evangelische Zeitbuchreihe. Zürich, EVZ-Verlag, 1968, 125 Seiten.

Wildiers, Norbert Max: Kirche für eine grössere Welt. Analyse-Kritik-Reform. Aus dem Französischen übersetzt von Karlhermann *Bergner.* Herder-Taschenbuch Nr. 325. Freiburg i. Br., Herder-Verlag, 1968, 139 Seiten.

Auer, Johann: Glauben – Gewinn – Risiko? Eine Antwort auf die aktuelle Frage: «Was heisst glauben?» Kreuzring-Bücherei Band 50. Trier, Verlag Johann Josef Zimmer, 1968, 116 Seiten.

Guardini, Romano: Die Kirche des Herrn. Meditationen über Wesen und Auftrag der Kirche. Herder-Bücherei Band 307. Freiburg, Herder-Verlag, 1968, 126 Seiten.

Jüngel, Eberhard: Die Freiheit der Theologie. Vortrag für den vom Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland berufenen theologischen Ausschuss «Schrift und Verkündigung». Theologische Studien, herausgegeben von Karl Barth und Max Geiger, Heft Nr. 88, Zürich, EVZ-Verlag, 1967, 33 Seiten.

Jüngel, Eberhard: Karl Barths Lehre von der Taufe. Ein Hinweis auf ihre Probleme. Theologische Studien, herausgegeben von Karl Barth und Max Geiger, Heft Nr. 98. Zürich, EVZ-Verlag, 1968, 55 Seiten.

«Schweizerische Kirchenzeitung»
Wochenblatt. Erscheint jeden Donnerstag.

Redaktion:

Hauptredaktor: Dr. Joh. Bapt. Villiger, Prof., St.-Leodegar-Strasse 9, 6000 Luzern, Telefon (041) 22 78 20.

Mitredaktoren: Dr. Karl Schuler, Dekan, 6438 Ibach (SZ), Telefon (043) 3 20 60.
Dr. Ivo Fürer, Bischofsvikar, Klosterhof 6, 9000 St. Gallen, Telefon (071) 22 20 96.

Nachdruck von Artikeln, auch auszugsweise, nur mit ausdrücklicher Genehmigung durch die Redaktion gestattet.

Eigentümer und Verlag:

Grafische Anstalt und Verlag Räber AG, Frankenstrasse 7–9, 6002 Luzern, Telefon (041) 22 74 22 / 3 / 4, Postkonto 60 - 162 01.

Abonnementspreise:

Schweiz:
jährlich Fr. 35.–, halbjährlich Fr. 17.70.
Ausland:
jährlich Fr. 41.–, halbjährlich Fr. 20.70.
Einzelnummer 80 Rp.

Bitte zu beachten:

Für Abonnemente, Adressänderungen, Nachbestellung fehlender Nummern und ähnliche Fragen: Verlag Räber AG, Administration der Schweizerischen Kirchenzeitung, Frankenstrasse 7–9, 6002 Luzern, Tel. (041) 22 74 22.

Für sämtliche Zuschriften, Manuskripte und Rezensionsexemplare: Redaktion der Schweizerischen Kirchenzeitung, St.-Leodegar-Strasse 9, 6000 Luzern, Tel. (041) 22 78 20.

Redaktionsschluss: Samstag 12.00 Uhr.

Für Inserate: Orell Füssli-Annoncen AG, Postfach 1122, 6002 Luzern, Tel. (041) 22 54 04.

Schluss der Inseratenannahme: Montag 12.00 Uhr.

Christentum im Spannungsfeld von Konfessionen, Gesellschaft und Staaten. Verschiedene Autoren. Wien-Freiburg-Basel, Herder-Verlag, 1968, 154 Seiten.

Einführung in die Auswahlbibel «Gott ist unser Heil». Herausgegeben von *Bruno Dreher.* Freiburg-Basel-Wien, Herder-Verlag, 1967, 137 Seiten.

Esser, Wolfgang G.: Biblische Offenbarung für Kinder heute. Entwurf einer kerygmatischen Analyse für Sechs- bis Zwölfjährige. Aktuelle Schriften zur Religionspädagogik. Freiburg i. Br., Herder-Verlag, 1967, 151 Seiten.

Filthaut, Theodor: Aspekte der Glaubensunterweisung von morgen. Die Erneuerung des Religionsunterrichtes aus dem Geiste des Zweiten Vatikanischen Konzils. Aktuelle Schriften zur Religionspädagogik. Freiburg i. Br., Herder-Verlag, 1967, 192 Seiten.

EKK 1 Evangelisch-Katholischer Kommentar zum Neuen Testament. Vorarbeiten Heft 1. Mit Beiträgen von Eduard Schweizer, Rudolf Schnackenburg, Ulrich Wilckens, Josef Blanl, Rudolf Pesch. Neukirchen, Neukirchener-Verlag, Zürich, Benziger-Verlag, 1969, 95 Seiten.

Gerken, Alexander: Offenbarung und Transzendenzerfahrung. Kritische Thesen zu einer künftigen dialogischen Theologie. Theologische Perspektiven. Zur gegenwärtigen Problemlage. Düsseldorf, Patmos-Verlag, 1968, 115 Seiten.

Mitarbeiter dieser Nummer

Adresse der Mitarbeiter:

Dr. Walter von Arx, Avenue du Mléson 30, 1700 Freiburg

Dr. Wim L. Boelens SJ, Referent für ökumenische Pastoral, Geldersalaan 18, Stadskanaal/Holland

Dr. Franz Glaser, Wabersackerstrasse 39A, 3097 Liebefeld-Bern

Dr. Kaspar Hürlimann SMB, Professor, Missionsseminar Schöneck, 6375 Beckenried (NW).

Joseph Schilliger, Kathol. Schweizermission, 10, rue Violet, Paris XV

Dr. Alois Sustar, Professor, Bischofsvikar, Priesterseminar, 7000 Chur

Prof. Robert Trottmann, Leiter des Liturgischen Instituts, Gartenstrasse 36, 8002 Zürich

Dr. Herbert Vorgrimler, Professor, Mühlemattstrasse 22, 6000 Luzern

Kurse und Tagungen

Leiterkurse für kirchliche Jugendarbeit

Der Schweizerische Katholische Jungmannschaftsverband bietet wieder *Leiterkurse für kirchliche Jugendarbeit* an: dreimal je eine Ferien-Woche lang vom 3.–24. August 1969 im Studienheim St. Klemens in Ebikon bei Luzern für Jugendliche und junge Erwachsene ab 18 Jahren.
Hat es noch einen Sinn, von Leitung und Führung zu sprechen? Das sind doch Ideen einer autoritativen und paternalistischen Vergangenheit. Kirchliche Jugendarbeit? Welch etablierte Ausdrucksweise für äusserst fragwürdige Inhalte!
Im SKJV ist man sich der aktuellen Jugendproblematik und der Krise in Religion und Kirche bewusst. Die unsichere Situation wird als Herausforderung angenommen, ehrlicher und fleissiger nach echter, gottbezogener Menschlichkeit zu suchen.
Die Ebikoner Kurse möchten gute Bedingungen schaffen, dass sich die jugendlichen Teilnehmer selbst finden lernen zu einer allumfassenden christlichen Lebensgestaltung, zu welcher wesentlich der Dienst an den Mitmenschen gehört.
Bereits wurden allen Pfarrämtern Programme zugeschickt. In Nr. 4/5 von «medium» (Zeitschrift für kirchliche Jugendarbeit als Führungsorgan des SKJV) werden Sie ebenfalls Anmeldekarten finden. – Oft braucht es eine persönliche Begegnung, eine priesterliche Ermunterung, bis sich ein junger Mensch entschliesst, während seiner Ferien einen solchen Kurs zu besuchen. Könnten Sie sich nicht dafür einsetzen? – Weitere Auskünfte erteilt Ihnen gern das Generalsekretariat SKJV, St. Karliquai 12, 6000 Luzern 5, Telefon 041 - 22 69 12.

Einkehrtag für Pfarrhaushälterinnen

In der Villa Bruchmatt (Bruchmattstrasse 9), Luzern, findet Dienstag, den 17. Juni 1969, ein Einkehrtag für Haushälterinnen bei geistlichen Herren statt. Er wird geleitet von Prälat *Emil Specker,* ehemals Regens des Priesterseminars Luzern. *Beginn* vormittags um 9.30 Uhr – *Schluss* ca. 17 Uhr. Die geistlichen Herren mögen ihre Haushälterinnen auf diesen Einkehrtag aufmerksam machen und die Teilnahme ermöglichen. *Anmeldung* bis 14. Juni 1969 an Frl. Rosalia Meier, Franziskanerpl. 14, 6000 Luzern (Tel. 041 / 22 82 79).

Ferienreise im modernen Reisecar

9 Tage **Lourdes** Fr. 415.–

5.–13. September 1969, geistliche Führung. – Verlangen Sie unseren Auslandfahrten-Prospekt!

G. Waser, Autounternehmungen, 6370 Stans Tel. 041 - 84 17 17

Kirchenfenster und Vorfenster
Einfach- und Doppelverglasungen

in bewährter Eisenkonstruktion erstellt die langjährige Spezialfirma

Schlumpf AG, Steinhausen

Verlangen Sie bitte unverbindlichen Besuch mit Beratung und Offerte. Tel. 042 / 36 23 68

Zur Feier der hl. Firmung

Für den lit. Gebrauch:
«Die Feier der hl. Firmung»
lat./deutsche Ausgabe

Deutsche Texte zur Spendung des Firmsakramentes, als Andenken gestaltet mit dem Bild des Bischofs – für das Bistum Basel

Betstuhl extra breit: 120 cm, Holz/Metall, gepolstert

Flaggen in den Papstfarben, 80 oder 120 cm breit, verschiedene Längen

im Fachgeschäft:

ARS PRO DEO
STRÄSSLE LUZERN
b. d. Hofkirche 041 / 22 33 18

Kirchenglocken-Läutmaschinen

System Muff

Neuestes Modell 1963 pat.
mit automatischer Gegenstromabbremsung

Joh. Muff AG, Triengen
Telefon 045 - 3 85 20

LIENERT
KERZEN
EINSIEDELN

Wir suchen für die Pfarrei Ennetbürgen NW mit 2300 Katholiken und 410 Schulkindern

einen tüchtigen Katecheten

für Religionsunterricht, Jugendseelsorge und Mithilfe in der Gottesdienstgestaltung. Er wird im Vollamt angestellt und zeitgemäss besoldet. Anstellung auf Schulbeginn: August 1969.

Weitere Auskünfte und Anmeldung an
Kath. Pfarramt 6373 **Ennetbürgen,** Telefon 041/84 51 78

Welcher Mitbruder kann mir aushelfen mit einem oder mehreren Exemplaren

Kleiner Katechismus für das Bistum Chur?

W. Gemperle, Kaplan
8735 **St. Gallenkappel**

Älterer, AHV-berechtigter

Priester

sucht Stelle an einem leichteren Posten.

Offerten unter Chiffre OFA 613 Lz an Orell Füssli-Annoncen AG, 6002 Luzern.

Occasion

Günstig zu verkaufen gut erhaltenes **Pedal-Harmonium,** braun, 106 × 53 × 125 sowie ein

Tabernakel
schwarz, gusseisern mit Messingbeschlägen, 42 × 32 × 39.

Zu besichtigen bei: **Villa Petra,** Rosenberghöhe 11, 6000 **Luzern** (Tel. 041 36 30 70)

Diarium missarum intentionum
zum Eintragen der Messstipendien.
In Leinen Fr. 4.50
Bequem, praktisch, gutes Papier und haltbarer Einband.

Räber AG, Buchhandlungen, Luzern

Erstbeicht- und Erstkommunionbüchlein:

Gott verzeiht – Himmelsbrot
von A. Grossert, Pfarrer

Unter vielen empfehlenden Zuschriften lautet jene eines Professors an einem Lehrerseminar und Verfasser eines Methodikbuches:
«Von Herzen beglückwünsche ich Sie zu Ihrem Erstbeichtbüchlein ‚Gott verzeiht'. Es ist – ich schreibe Ihnen das ohne jede Schmeichelei – methodisch ausgezeichnet durchdacht, kindertümlich geschrieben und sehr gut bebildert. So wichtig das ist: es ist nicht das Wichtigste. Ihr Büchlein gefällt mir deswegen, weil es irgendwie ‚sakral' ist, weil Religion = Bindung an Gott, aus ihm herausleuchtet, weil es in Anlehnung an die zehn Gebote zum Gottesdienst wird und nicht blossen Humanismus betreibt.»
Prof. E. A. in H.

Anmerkung:
Zum richtigen Gebrauch des Büchleins ist zu beachten: Der Schwarzdruck ist eine knappe Zusammenfassung des Lehrstoffes für den Katecheten und die Eltern, der Rottext ist der Lerntext des Kindes.

Zu beziehen beim **Tribschenverlag,** Industriestrasse 1, **6002 Luzern.** Preis Fr. 2.90.

Erholungsreiche Bergferien im Kreise geistlicher Mitbrüder verbringen Sie im Ferienheim der Alt-Waldstättia auf

Faldumalp

im Lötschental (2000 m ü. M.). Einer- und Zweierzimmer. Vollpension. Geöffnet ab 13. Juli bis Ende August. Das Haus steht allen Geistlichen, auch Nichtwaldstättern, offen.

Anfragen und Anmeldungen bitte frühzeitig richten an:
Pfr. **J. Stalder,** Taubenhausstrasse 4, 3000 **Bern**

Glockengiesserei H. Rüetschi AG Aarau

Tel. (064) 24 43 43

Kirchengeläute
Neuanlagen
Erweiterung bestehender Geläute
Umguss gebrochener Glocken
Glockenstühle
Fachmännische Reparaturen

Aarauer Glocken
seit 1367

Wallfahrtsort Maria im Ahorn

b. Weissbad (App.).

Die **hochw. geistlichen** Herren mögen **bitte sehr gut beachten: Frühmessen** vor **7.00** und **Abendmessen (oder Andachten)** nach **18.00 Uhr und bei Nacht können im Ahorn keine stattfinden. Kapelle ab 18.00 Uhr geschlossen.**

Es dankt dafür: **E. Broger, Ahornmessmer, Appenzell.**

Telephonanrufe nur von 19.00 bis 19.30 Uhr
Telephon (071) 87 26 97.

Kirchenmöbel

Selbstverständlich aus dem Fachgeschäft mit der reichhaltigen Auswahl:

– **Altäre gegen das Volk**
10 Modelle erhältlich
– **Betstühle**
Als Hochzeitsbetstuhl, als Notbeichtstuhl, oder in üblicher Ausführung für Kirche und Privatzimmer
– **Sedilien**
mehrere Modelle

Dürfen wir Ihnen ein bebildertes Angebot zukommen lassen?

ARS PRO DEO
STRÄSSLE LUZERN
b. d. Hofkirche 041 / 22 33 18

Katechet oder Katechetin

für Religionsunterricht und Pfarreihilfe **gesucht.**
Antritt Mitte August oder Mitte Oktober 1969.

Offerten sind zu richten an das Röm. kath. Pfarramt
8807 **Freienbach** (SZ)

Melchtal

bei Luzern, **Luftkurort** 900–2700 m

Voralpine, waldreiche, ruhige Lage – Anglergelegenheit, Bergbahnen, 50 km Pass- und Wanderwege. – Auskunft oder Prospekte durch

Kurverein CH 6067 Melchtal (Schweiz)

Extrafahrten 1969

2. 8. – 10. 8.	9	San Giovanni Rotondo	Fr. 370.–
18. 10. – 26. 10.	9	San Giovanni Rotondo	Fr. 370.–
18. 7. – 25. 7.	8	Lourdes-Ars	Fr. 385.–
19. 9. – 26. 9.	8	Lourdes-Ars	Fr. 385.–

Die Reisen werden unter zuverlässiger (Lourdes unter geistlicher) Reiseleitung durchgeführt.
Verlangen Sie unser ausführliches Detailprogramm.

ZUMSTEIN-REISEN
6300 Zug, Alpenstr. 12, Tel. 042-21 77 66

Orgelbau

Herstellung von Kirchenorgeln mit elektronischer Klangerzeugung, welche dem Klangideal des geblasenen Orgeltons entspricht.

Individueller Werkaufbau, Disposition nach Wunsch.

Expertisen, Service, Stimmungen; Reparaturen von Orgeln sämtlicher elektronischer Systeme.

30 Jahre Erfahrung im elektronischen Instrumentenbau.

Max Honegger 8143 Sellenbüren-Zürich
Tel. Gesch. (051) 95 55 82 Priv. 54 63 88